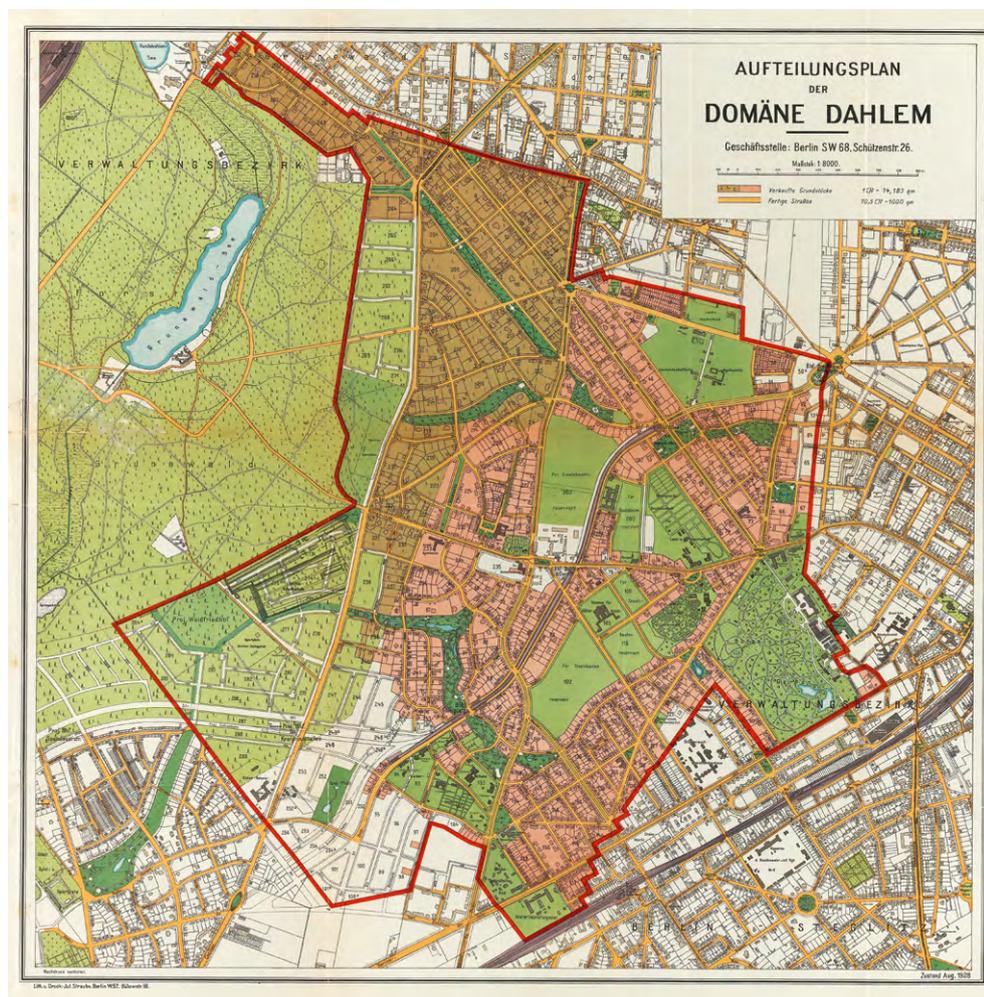


STÄTTEN DER FORSCHUNG

Jahresheft des
Geheimen Staatsarchiv
Preußischer Kulturbesitz

Jahrgang 3 | 2024



Jahrgang 3 | 2024

STÄTTEN DER FORSCHUNG

Inhalt

Editorial	4
<hr/>	
MOMENTE	
Notfallmaterialien für die Ukraine Preußen-Deutschland und China Fotosammlung des Gauarchivs Ostpreußen Termine online Boys' Day Jubiläum in Dahlem	6—7
<hr/>	
THEMENSCHWERPUNKT „STÄTTEN DER FORSCHUNG“	
Fotoreportage	10—17
Das Archiv kommt zu den Studierenden	18
Monika Wienfort, Professorin für Brandenburgisch-Preußische Geschichte an der Universität Potsdam, über die schwindende Resonanz staatlicher Archive bei der gegenwärtigen Studierenden-Generation. — Susanne Brockfeld	
Von der Domäne zur Wissenschaftsstadt	28
Ein neues Stadtquartier für Berlin — Ingeborg Schnelling-Reinicke	
10 Billionen Mark	36
Während Krieg und Hyperinflation entsteht in Berlin-Dahlem ein Archivbau — Franziska Mücke	
Von Zapponierräumen und Co-Working-Spaces	46
Anforderungen an Archivbauten einst und jetzt — Ulrike Höroldt	

EINBLICKE

- Auf dem Weg zum digitalen Forschungssaal** – Neue digitale Dienste für die Archivarbeit und für die Archivbenutzung, 56
- Von Anarchie zum Semantic Web** – Aufbau einer GND-Agentur für Archive in Berlin-Brandenburg, 59 | „**Wir Friedrich König von Preußen etc.**“ – Zum 250-jährigen Jubiläum der Königstitulatur 2022, 62 | **Geheimer Rat in neuem Glanz** – Zur Trockenreinigung von Archivgut, 67 | **Das längste Schriftzeugnis in einem deutschen Archiv** – Eine 711 Jahre alte Pergamenturkunde wird ausgerollt, 72 | **Geniale Erfinderinnen** – Ein Projekt zu den Patentakten im Geheimen Staatsarchiv bringt es ans Licht: Neue Musikinstrumente wurden im 19. Jahrhundert auch von großartigen Frauen entwickelt, 75 | „... mit einem **glühenden Eissen gebrant ...**“ – Ein fränkischer Barbier im transatlantischen Sklavenhandel, 80

FAKTEN UND ZAHLEN

- Im Fokus: Nutzung gestern und heute** 88—93
Archivalien für Alle! – Statistische Erhebung für die Jahre 2022 und 2023

NACHLESE

- Energiekrise, 94 | Tag des offenen Denkmals, 94 | Der letzte Mikrofilm, 94 | **Glückliche Rückkehr** einer kunsthistorisch bedeutsamen Akte nach mehr als zweihundertjähriger Ausleihe, 95

- Impressum 96

Editorial

Prof. Dr. Ulrike Höroldt, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz

2024 feiert das Geheime Staatsarchiv ein Jubiläum: Vor 100 Jahren konnte es das Dienstgebäude an der Dahlemer Archivstraße beziehen, wo es allen Umbrüchen zum Trotz bis heute seinen Sitz hat. In diesen einhundert Jahren ist unendlich viel geschehen – Nationalsozialismus und Krieg, Zerstörung und Wiederaufbau, Untergang Preußens, deutsche Teilung und Wiedervereinigung – und manches in unserer Gegenwart erinnert in bedrückender Art und Weise an die letzten 100 Jahre. Einmal mehr ist Geschichte der ferne Spiegel...

Wenn wir in diesem Heft anlässlich des Jubiläums in den Rückspiegel blicken, dann nicht, ohne den Blick auch nach vorne zu richten. Vielmehr drängen sich bei der Lektüre die Parallelen zum Hier und Heute geradezu auf. Da wird 1911 das Gebäude des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Mitte durch einen U-Bahn-Bau beschädigt und in Dahlem wird in der Zeit der Hyperinflation ein neuer Archivzweckbau errichtet. Dies erinnert an den Einsturz des Stadtarchivs Köln 2009 und seinen Wiederaufbau, aber auch daran, dass Kulturgut in Kriegs- wie Friedenszeiten immer dem Risiko der Zerstörung ausgesetzt ist. Aus diesem Grund hat sich das Geheime Staatsarchiv nach dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine mit der Bereitstellung von Notfallmaterialien an der Hilfe für die Ukraine beteiligt. Insbesondere aber ist das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz bestrebt, das einmalige Archivgut, dessen Bewahrung ihm selbst gesetzlich übertragen ist, in Zukunft noch besser zu schützen. Dringendstes Desiderat bleibt hier die Herstellung einer angemessenen Magazinsituation auf dem Dahlemer Dienstgelände. Denn nach wie vor fehlen dem Archiv hier die benötigten Kapazitäten, und die Unterbringungssituation ist hier ebenso wie im Außenmagazin Westhafen alles andere als optimal.

Gestern wie heute steht das Geheime Staatsarchiv nicht nur allen Nutzungen offen, sondern ist besonders mit den vielfältigen Belangen von Wissenschaft und Forschung verflochten. Auch dafür steht Dahlem vor 100 Jahren ebenso wie heute mit seiner Fülle an Wissenschaftseinrichtungen, an die wir in diesem Heft ebenfalls erinnern wollen. So initiiert das Archiv zusammen mit seinen Partnern immer wieder eigene Projekte – wie etwa jenes gemeinsam mit dem Staatlichen Institut für Musikforschung durchgeführte Projekt zu den Patentakten für Musikinstrumente, über das im vorliegenden Heft berichtet wird. Immer wieder gelingen Forschenden aufregende Funde – so etwa das Tagebuch des zur See fahrenden Barbiers Johann Peter Oettinger aus dem 17. Jahrhundert.

Was aber erwarten angehende Wissenschaftler*innen eigentlich von Archiven. Welchen Blick haben sie auf Archive? Was macht Archivarbeit für sie spannend? Mehr hierzu erfahren Sie im Interview mit Professorin Monika Wienfort von der Universität Potsdam.

Die Welt unterliegt einem steten Wandel – und mit ihr wandeln sich auch die Archive. Das Dienstgebäude, welches das Geheime Staatsarchiv vor 100 Jahren in Dahlem erhalten hat, steht für Kontinuität, für Beharrungs-, aber auch Anpassungsvermögen an neue Herausforderungen. Doch hinter der Fassade bleibt sich vor allem eines gleich: Das Archivgut, dessen Aufbewahrung, Erschließung, Bereitstellung und Auswertung bleibt stetes Anliegen all jener, die im Archiv tätig sind, auch wenn sich die Medien der Vermittlung im digitalen Zeitalter verändert haben.

Ihre

Ulrike Höroldt

Direktorin des Geheimen Staatsarchivs
Preußischer Kulturbesitz



Momente

Eindrücke aus den
Jahren 2022/23



NOTFALLMATERIALIEN FÜR DIE UKRAINE

Was oft übersehen wird: Russlands Krieg gegen die Ukraine gefährdet auch unersetzliches Kulturgut. Deshalb stellte das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz im April 2022 über 2.500 Archivkartons für die Kulturgutrettung in der Ukraine zur Verfügung. Als Mitglied des Notfallverbundes Berlin-Brandenburger Archive betreut das Archiv mit seinen Partnern die lokale Sammelstelle, um Spenden entgegen zu nehmen und den Transport von Hilfsgütern zu einem zentralen Logistik-Hub vorzubereiten.



PREUSSEN-DEUTSCHLAND UND CHINA

Preußen-Deutschland und China erschließt zum ersten Mal systematisch deutsche und chinesische Archivalien zu den Anfängen der preußisch-deutsch-chinesischen Beziehungen in den Kernbereichen Politik, Wirtschaft und Kultur. Die Dokumente zeigen neue Aspekte im gegenseitigen Verhältnis auf, die in der Forschung bislang kaum oder gar nicht berücksichtigt worden sind. Die Auswahl der Dokumente für den vorliegenden Band folgte dem Ansatz der *histoire croisée* und stellt besonders die eng verflochtene Interaktion beider Seiten in den Mittelpunkt.

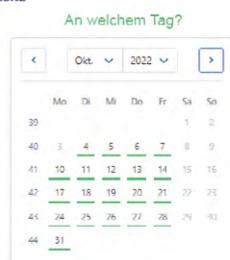


FOTOSAMMLUNG DES GAUARCHIVS OSTPREUSSEN

Das Foto zeigt die NSDAP-Ortsgruppe Seerappen am „Pillauer Tag“ mit Baumstämmen. Baumstammübungen wurden von NS-Gliederungen immer wieder als Teil von Turnvorführungen auf Parteitagungen dargeboten. Sie dienten letztlich der Wehrrtüchtigung – womöglich auch in diesem Fall.

Das Foto ist Teil der Fotosammlung des 2.500 Verzeichnungseinheiten umfassenden Bestand des ostpreußischen NSDAP-Gauarchivs (Bestandssignatur: XX. HA, Rep. 240). Im Anschluss an die Ausbombung des Archivgebäudes 1944 wurde der Bestand zunächst im Staatsarchiv Königsberg untergebracht. Von dort gelangten die Quellen über mehrere Stationen nach Berlin-Dahlem ins Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz. Die Fotos aus den NSDAP-Organisationen der Provinz Ostpreußen zeigen ein Stück Alltag im Nationalsozialismus.

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz
Forschungssaal-Reservierungen



TERMINE ONLINE

In der Corona-Krise wurde die Aufteilung der Arbeitsplätze im Forschungssaal nach den Hygienerichtlinien neugestaltet. Daher mussten Arbeitsplätze von den Nutzer*innen vor ihrem Besuch gebucht werden. Termine wurden dabei via Korrespondenz vereinbart, was für alle Beteiligten aufwändig war. Mittlerweile wurde das Verfahren durch eine elektronische Terminverwaltung mit online-Direktbuchung von Forschungssaalterminen ersetzt.



Bild „Boys' Day“: © GStA PK/Vinia Rutkowski
Bild „Jubiläum in Dahlem“: © GStA PK/Vinia Rutkowski



BOYS' DAY

Lust auf ein Schnupperpraktikum im Archiv? Der Fachkräfte-Mangel ist nicht zu leugnen – auch im Archivwesen können freie Stellen oft nicht mit fachlich geschulten Mitarbeitenden besetzt werden. Das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz nahm daher wieder am bundesweiten Boys' Day teil. Wie in den beiden Vorjahren waren alle Plätze für interessierte Schüler in kürzester Zeit, nachdem das Angebot online gestellt worden war, vergeben. Das Interesse an dem Berufsfeld ist also nach wie vor ungebrochen!



JUBILÄUM IN DAHLEM

2024 ist für das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz ein besonderes Jahr. 1924 – also vor einhundert Jahren – konnte es den fertiggestellten Archivzweckbau an der Archivstraße 12–14 in Berlin-Dahlem beziehen. Dieses Jubiläum feiert das Geheime Staatsarchiv mit einer Reihe von Aktivitäten und der Vitrinenausstellung „Auch Geheime Archive sehnen sich nach Licht“ – 100 Jahre Geheimes Staatsarchiv in Dahlem. Näheres zum Jubiläumsprogramm finden Sie auf der Homepage des Archivs.



STÄTTEN DER FORSCHUNG

Vor 100 Jahren bezog das Preußische Geheime Staatsarchiv sein neu errichtetes Dienstgebäude in der Archivstraße. Anlässlich dieses Jubiläums wirft das Jahresheft einen Blick zurück auf die Umstände des Archivbaus – auf die Ansiedelung der Domäne Dahlem und die Ansiedlung von Wissenschaftseinrichtungen in jenem Stadtteil, der einst dazu ausersehen war, so etwas wie ein ‚deutsches Oxford‘ zu werden. Jenseits der rein historischen Betrachtungsweise ist der Blick auf Zukünftiges zu richten – auf die Herausforderungen, denen sich ein Archivbau im einhundertsten Jahr seines Bestehens zu stellen hat –, auf gewandelte Aufgaben und Nutzungsinteressen. Daraus resultiert nicht zuletzt die Frage, wie junge Forschende für Archivarbeit gewonnen werden können.



↑ Pharmazeutisches Institut und Botanisches Museum an der Dahlemer Chaussee
Bild: © bpk

→ Pflege einer stammbildenden Agave durch einen Mitarbeiter des Botanischen Gartens
Bild: © bpk / Friedrich Seidenstücker

Botanische und archivalische Blüten

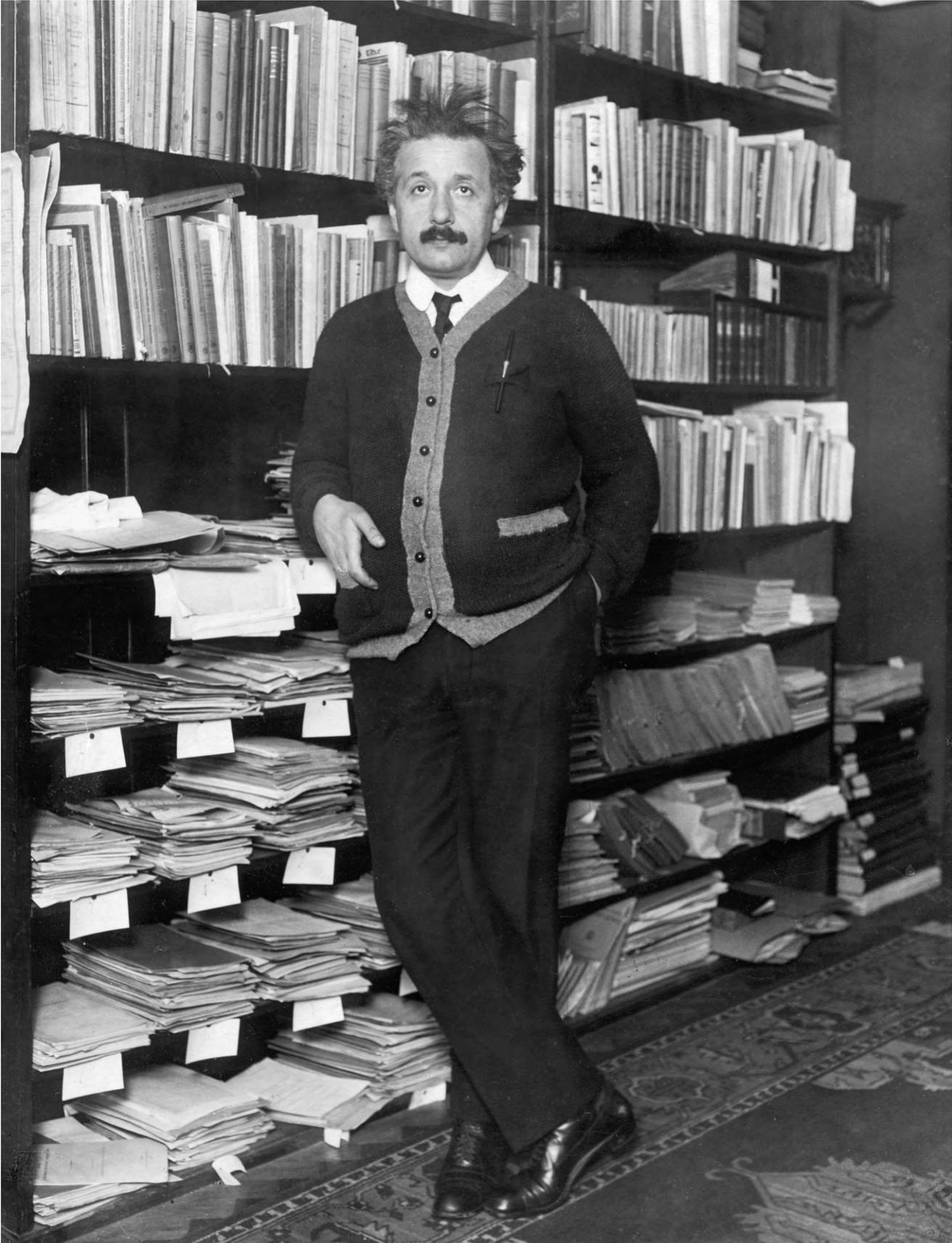
Agaven zählen seit jeher zu den Stars der botanischen Gärten. Sie blühen nur einmal im Leben, dafür aber besonders spektakulär. Auf dem Foto ist vielleicht eine Drachenbaum-Agave dargestellt; diese Pflanzen bilden in der Blüte einen langen Schweif. Herkunftsland ist Mexiko, wo diese Agaven-Art in den feuchten Bergregionen der Pazifikküste wächst. Ein Mitarbeiter des Botanischen Gartens Berlin – sein Name ist nicht bekannt – widmet ihr die notwendige Pflege.

Der Botanische Garten war die erste Einrichtung, welche 1897 von Schöneberg nach Dahlem verlegt wurde. Auch ein dazugehöriges Museum gab es bereits am Schöneberger Standort; den Neubau an der Dahlemer Chaussee (heute Königin-Luise-Straße) bezog es 1906. Verwaltungstechnisch waren Garten und Museum der Friedrich-Wilhelms-Universität angegliedert, genauso wie das benachbarte Pharmazeutische Institut, das seit 1902 in Dahlem ansässig war.

Als universitäre Einrichtung gehörten die botanischen Institute zum Ressort des Preußischen Kultusministeriums, dessen Überlieferung das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz aufbewahrt – darunter zahlreiche Akten zu Verwaltung, Organisation und Personal von Museum und Garten. Zwei Akten betreffen unmittelbar den Neubau an der Königin-Luise-Straße.

Die archivalische Überlieferung von Museum und Garten selbst befindet sich in der Wissenschaftshistorischen Sammlung des Botanischen Gartens Berlin. *ML*





↑ Albert Einstein in seinem Arbeitszimmer im Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik
Bild: © bpk/Carl Weinrother

→ Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Dahlem
Bild: © bpk

Einsteins Akten

Vor einem Regal mit Akten und Papieren posiert 1921 Albert Einstein in seinem Arbeitszimmer im Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik. Im Jahr darauf, aber für 1921, sollte er den Nobelpreis für Physik erhalten.

Das Institut war 1917 gegründet worden, und noch heute ist der ehemalige Dienstsitz in der Dahlemer Boltzmannstraße zu bewundern. Er beherbergt inzwischen mehrere Fachbereiche der Freien Universität Berlin. Einstein leitete das Institut von der Gründung bis seinem Rücktritt infolge der nationalsozialistischen ‚Machtergreifung‘.

Über die Beziehungen des Preußischen Kultusministeriums zu Albert Einstein in dieser Zeit informiert ‚Einsteins Akte‘ im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz. Die Bedeutung des genialen Wissenschaftlers, der mit seiner Relativitätstheorie die Physik revolutionierte, entging auch dem Ministerium nicht. Es förderte den Gelehrten anfangs, profitierte aber auch von seiner Prominenz. 1933 wurde er dann durch die Nationalsozialisten aus Deutschland verjagt.

Zuständiges Archiv für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ist heute das Archiv der Max Planck-Gesellschaft. *ML*





Dr. Schwartz, Prof. Dr. Appel, Prof. Dr. Zimmermann
Bild: © bpk/Kunstabibliothek, SMB, Photothek Willy Römer/Willy Römer



Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem
Bild: © bpk/Kunstabibliothek, SMB, Photothek Willy Römer/Willy Römer



Bürokratie der Kartoffelkäfer-Abwehr

1923 posierte Professor Otto Appel zusammen mit seinen Mitarbeitern Martin Schwartz und Albrecht Zimmermann in einem Laboratorium der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, deren Leiter er war. Eine Vorläuferin der Reichsanstalt bestand seit 1897, aber erst 1905 zog sie in das neu errichtete Dienstgebäude an der Dahlemer Königin-Luise-Straße. Erforscht wurden hier land- und forstwirtschaftliche Krankheiten und Schädlinge. Dazu wurden ab 1907 nach und nach zehn über das Reich verteilte Außenstellen eingerichtet.

Otto Appel und Martin Schwartz einte vor allem ihr Interesse an der Kartoffel und dem aus Zentralmexiko eingeschleppten Kartoffelkäfer. Die Plage beschäftigte auch die preußische Bürokratie; noch heute liegt im Bestand des Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz eine elfbändige Aktenreihe mit Maßregeln gegen dieses Insekt vor, das für die Kartoffel noch mehr übrig hatte als Appel und Schwartz.

Karriere machte das zehnstreifige Krabbeltier nicht zuletzt in der Kriegspropaganda beider Weltkriege: Der Feind wurde bezichtigt, den Käfer als Kampfstoff zu instrumentalisieren. Die Reichsanstalt richtete 1935 einen Kartoffelkäfer-Abwehrdienst ein, zu dessen Generalbevollmächtigtem Schwartz ernannt wurde. Geschichte waren damit die poetischen Jahre der ‚Rübenmüdigkeit‘, mit der sich Schwartz in den Anfangsjahren der Weimarer Republik beschäftigt hatte.

Die Überlieferung der Biologischen Reichsanstalt befindet sich heute im Bundesarchiv (BArch R 3602). ML

Archivische Begegnungen

Während die Reichsregierungen in der Weimarer Republik eine kurze Halbwertszeit besaßen, wurde der Freistaat Preußen zwischen 1920 und 1932 beinahe durchgängig von ein und demselben SPD-Politiker regiert – nämlich von Otto Braun. In seine Amtszeit fällt auch die Neueröffnung des Preußischen Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem. Das Foto zeigt den groß gewachsenen Ministerpräsidenten mit dem ranghöchsten Archivbeamten Preußens – dem Generaldirektor der Preußischen Archivverwaltung Paul Fridolin Kehr.

Manchen galt Preußen unter Braun als ‚demokratisches Bollwerk‘, das letztlich jedoch noch vor 1933 geschliffen wurde. Während Kehr auch nach der ‚Machtergreifung‘ der Nationalsozialisten im Amt blieb, trat Braun den Weg ins Exil an – zunächst nach Ascona, dann nach Paris, schließlich wieder in die Schweiz. Viele Jahre nach seinem Tod im Jahre 1955 gelangte ein Teilnachlass Otto Brauns in das Geheime Staatsarchiv; weitere Nachlassteile befinden sich heute in Bonn, New York und Amsterdam. Auch Kehrs Nachlass ist verteilt, über Einrichtungen in Bamberg und Berlin – darunter auch das Geheime Staatsarchiv.

Über die Amtsführung Brauns und Kehrs informiert vor allem aber die Überlieferung der preußischen Zentralbehörden, die im Dahlemer Archiv aufbewahrt wird. *ML*



↑ Paul Fridolin Kehr und Otto Braun bei der Eröffnung des Archivgebäudes in Dahlem
Bild: © GStA PK, IX. HA SPAE, VII Nr. 2549

→ Das Geheime Staatsarchiv in Dahlem
Bild: © GStA PK, IX. HA SPAE, IV Nr. 18, Blatt 11.



Das Archiv kommt zu den Studierenden

Monika Wienfort, Professorin für Brandenburgisch-Preußische Geschichte an der Universität Potsdam, über die schwindende Resonanz staatlicher Archive bei der gegenwärtigen Studierenden-Generation.

Interview: Susanne Brockfeld

Frau Professorin Wienfort, wir treffen uns heute aus besonderem Anlass: Vor 100 Jahren öffnete das Geheime Preußische Staatsarchiv seine Pforten in Dahlem, das als ‚deutsches Oxford‘ zum Wissenschaftsstandort ausgebaut werden sollte. Angestrebt wurde ein enger Kontakt zwischen Universität, weiteren Forschungsinstitutionen und Archiv. Heute wird nicht nur im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, sondern bundesweit in den Archiven ein Rückgang der Nutzerzahlen von Studierenden beobachtet und beklagt; der Kontakt scheint also gerade nicht enger, sondern lockerer zu werden. Trotz der hitzigen Diskussion um Fakenews und wachsender Sorge um die Manipulierbarkeit von Quellen nimmt also das Interesse an den Authentica in der akademischen Ausbildung von Historiker*innen eher ab.

Mit Ihrem Lehrgebiet sind Sie zur Klärung der Hintergründe dieser Entwicklung gerade für das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eine perfekte Ansprechpartnerin. Gleichzeitig weisen Ihre Forschungen Sie als intensive Archivnutzerin aus. Können

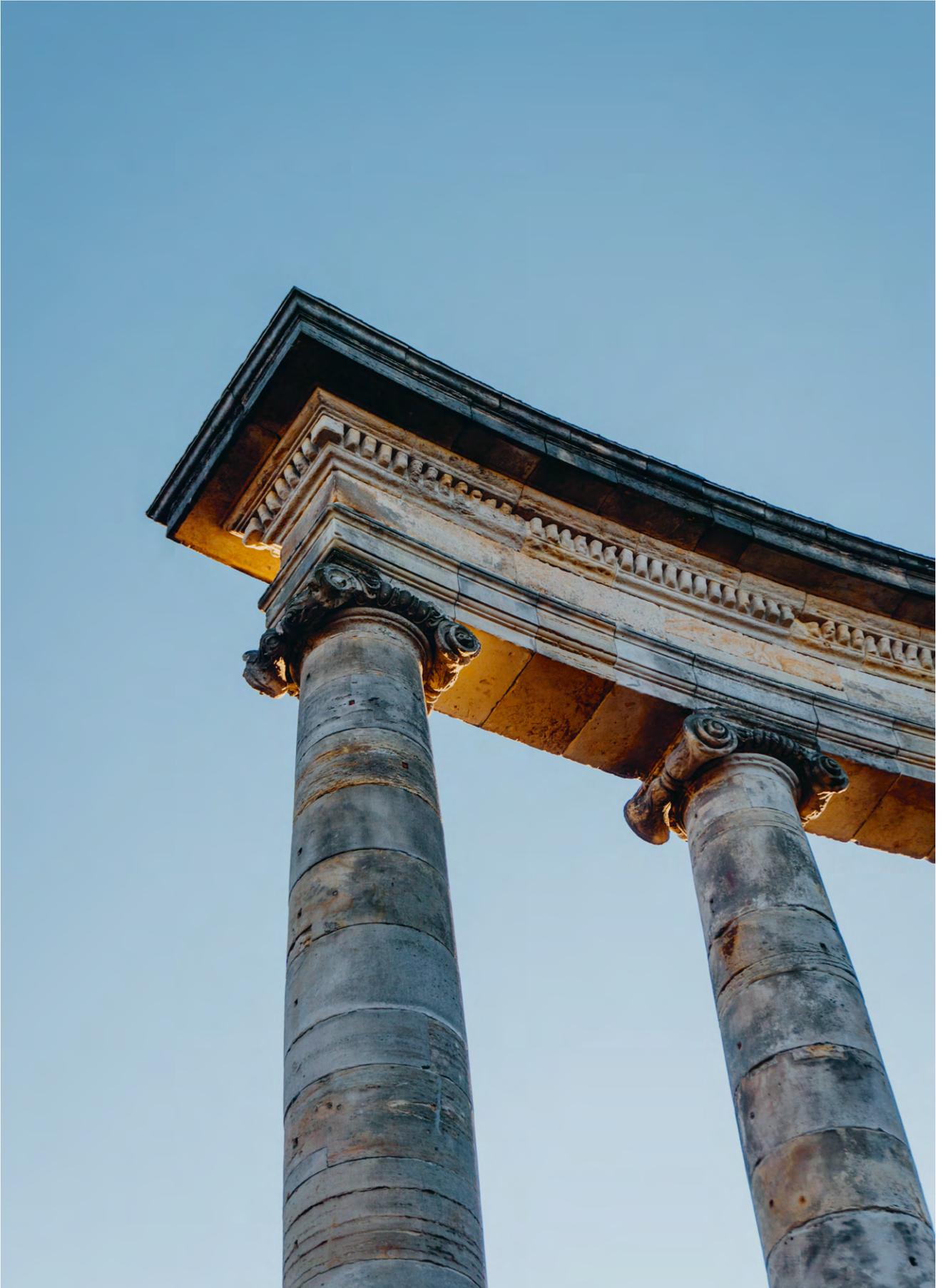
Sie sich noch daran erinnern, wann Sie das erste Mal Archivalien in der Hand hatten?

Das muss in Bielefeld während meines Grundstudiums gewesen sein. Für ein Seminar habe ich im dortigen Stadtarchiv kommunale Akten aus dem frühen 19. Jahrhundert eingesehen. Mein erster Archivbesuch lag sogar noch früher: Zu Beginn meines Studiums hatte ich an einer Archiv-Einführung teilgenommen, allerdings ohne dabei Archivalien in die Hand zu bekommen.

Wollten Sie damals aus eigener Initiative mit archivalischen Quellen arbeiten?

Die Anregung kam von der Dozentin. Davor war ich aber schon als studentische Hilfskraft im Stadtarchiv tätig. Es ging darum, aus Zeitungen Werbeanzeigen zu erfassen, in der Art: ‚Bei Kaufmann Meier um die Ecke gibt es frische Heringe‘. Das wurde dann auf Karteikarten vermerkt, erhoben und gezählt. Die Erfassung erfolgte nicht von den Zeitungen selbst, sondern von schwer entzifferbaren Mikrofilmen. Was ich damit sagen will: In Bielefeld war die Arbeit mit Archivalien schon Teil des Geschichtsstudiums.

>>>





Wie sieht es in Ihren Lehrveranstaltungen aus? Können sich Ihre Studierenden heute genauso für Archive begeistern?

Aus der kulturwissenschaftlichen Perspektive gesehen wird der Begriff des Archivs und damit zusammenhängender Stichworte wie ‚Foucault‘, ‚Speicher‘ oder ‚Wissensgesellschaft‘ geradezu inflationär verwendet. Archiv als Begriff, als Wort, ist durchaus populär und die Archivnutzung bei jungen Forschenden, also bei Masterarbeiten und bei Dissertationen, selbstverständlicher, als das vielleicht vor 10 oder 15 Jahren der Fall war. Anders ist das beim Studium, vor allem bei den Bachelor-Studierenden: da geht die Archivnutzung zurück.

Welche Rolle spielen dabei die Themen, um die es den Studierenden aktuell besonders geht? Archivalische Quellen bezeichnen oft etwas Konkretes, während zum Beispiel Globalgeschichte ja doch thematisch weiter gefasst ist.

Das denke ich nicht: Wenn Sie die Geschichte einer Kolonialware wie Zucker oder Tabak verfolgen, dann haben Sie ein Unternehmen zum Beispiel in Bremen, an dem Sie den Weg der Ware von Amerika nach Europa über viele in der Welt verstreute Lokalitäten nachzeichnen können. Von daher ist der konkrete Bezug einer Quelle überhaupt kein Gegenargument.

Entscheidender in meinen Augen ist das schwindende Interesse der Studierenden an älteren Epochen. Das Hauptaugenmerk liegt auf dem 20. Jahrhundert, auf der

Zeitgeschichte – und die hat, so möchte ich zugespitzt sagen, für das Behördenschriftgut, was sich klassisch im Archiv befindet, nicht mehr so eine große Verwendung.

Die Archive haben – kurz gesagt – die falschen Quellen?

Die Geschichte insgesamt, und auch die Zeitgeschichte, hebt aktuell sehr stark auf Erfahrungsgeschichte ab, also auf die Perspektive einzelner Individuen oder die Geschichte sozialer Bewegungen. Wenn man sich an der Uni umhört, interessieren sich viele weniger für den Staat als für persönliche Stimmen. Daher sind Nachlässe besonders interessant. Die Feminismus-Interessierten, mit denen ich spreche, wollen nach Kassel ins Archiv der Frauenbewegung fahren, und die Lesben- und Schwulenarchive sind heiß gefragt, besonders unter amerikanischen Studierenden in Berlin. Mit anderen Worten, das klassische Quellenmaterial, das wir im Archiv gesucht haben, als wir in den 1980er oder 90er Jahren z.B. den Staatsbildungsprozess Preußens im 19. Jahrhundert erforscht haben, interessiert die heutige Generation, die Forschenden, aber auch die Studierenden, im Zweifel weniger. Ein Archiv hat also nicht unbedingt das, was sie suchen; sie wollen private Briefe lesen, Flugblätter analysieren und Zeitzeugeninterviews führen.

Apropos Lesen: Wie sieht es hier mit den Kenntnissen der Studierenden aus?

Die Historischen Hilfswissenschaften, die ja auf Archivarbeiten überhaupt erst einmal vorbereiten, werden in einem vol-

Schwindendes Interesse an älteren Epochen

>>>

len Lehrplan kaum noch berücksichtigt. Für das Üben der Entzifferung einer Akte aus dem 19. Jahrhundert fehlt die Zeit. Selbst Zeitungen in Fraktur bereiten vielfach Schwierigkeiten.

Handschriften
als Hürde

Das stimmt; wer sich mit deutschen Handschriften befassen muss, ist in besonderer Weise gestraft.

Genau! Denke ich an meine Justizakten hier im Geheimen Staatsarchiv, so kann man die Marginalien (d. i. Randbemerkungen) der Richter oft kaum entziffern. Dass man gerade diese Bemerkungen, die ja interessant wären, nicht lesen kann, macht einen dann schon ein bisschen unglücklich.

Es geht bei der aktuellen Studierendengeneration aber nicht nur um die Schwierigkeit im Umgang mit alten Handschriften. Die jetzt 20-, 22-Jährigen sind in einer visuellen Welt aufgewachsen, Lernen findet vielfach über visuelle Kanäle statt. Das Entziffern von Handschriften dauert subjektiv dabei zu lange. Das scheint mir mindestens genauso wichtig für die gesunkene Attraktivität von Archivalien wie der an dieser Stelle oft genannte Bolognaprozess mit der zumindest intendierten Verkürzung der Studiendauer.

Als ich 1985 mein Geschichtsstudium begann, war ‚gesellschaftliche Relevanz‘ generell ein wichtiger Gradmesser für die Bedeutung eines Seminarthemas, verbunden mit dem Wunsch, sich ein eigenes Bild von der Geschichte zu machen. Da lag der Gang ins Archiv vor

allem für die Abschlussarbeiten natürlich nahe. Wie sieht das bei Ihren Studierenden aus: Was erwarten sie sich vom Geschichtsstudium, was ist ihre Motivation?

Die Erwartungen sind ziemlich heterogen. Ein Teil der Studierenden ist hochmotiviert, hat aber eine sehr individuelle Perspektive auf die Geschichte. Wenn sie z. B. bestimmten sozialen Bewegungen angehören, wollen sie selbst zur Etablierung dieser Bewegungen in der Forschung beitragen – ein nicht nur in Berlin, aber hier besonders stark ausgeprägtes Motiv. Das bringen die Erstsemester schon mit, wenn sie an die Uni kommen. Ein Teil verbleibt dann bis zur Masterarbeit oder sogar Dissertation immer weiter in diesem Kontext und verbindet eigene, durchaus politische Ziele, aber auch Selbstfindung und Identität damit.

Und dann gibt es viele Studierende, die Geschichte studieren, weil sie das Fach in einer bestimmten Perspektive interessant finden. In Potsdam z. B. stößt die Militärgeschichte auf besonderes Interesse, weil es hier den einzigen Lehrstuhl in der Bundesrepublik mit entsprechendem Schwerpunkt gibt. Es bestehen gute Verbindungen zu den Forschungsinstitutionen z. B. der Bundeswehr, sodass häufig aus militärgeschichtlicher Perspektive interessante Gäste vor Ort sind. Andere möchten in Museen oder Gedenkstätten arbeiten, von denen es viel mehr gibt als in den 1980er Jahren. Und ein Teil möchte natürlich weiterhin ins Lehramt, das ist für die Universitäten eine wichtige Gruppe.

>>>



Lehrreiche
Quellen

Wie würden Sie Ihren Auftrag oder Ihre Aufgabe als Lehrende gegenüber den Studierenden definieren?

Ich möchte den Studierenden beibringen, was wissenschaftliches Arbeiten im Fach Geschichte bedeutet. Auch wenn es für die meisten nicht der Berufsalltag in der Zukunft sein wird, sollen sie über grundlegende Dinge wie Interpretation, Überprüfbarkeit und intersubjektives Wissen nachgedacht haben. Deshalb spielen Quellen auch immer eine wichtige Rolle, wobei es sich in meinen Veranstaltungen auch um gedruckte Quellen handeln kann. Mein Hauptziel ist, dass Studierende Informationen nicht ungeprüft wahrnehmen und weitergeben, sondern wissenschaftliche Distanz, eine wissenschaftliche Kontrolle, auch eine wissenschaftliche Sprache und wissenschaftliches Arbeiten lernen. Wer keine Bachelorarbeit im Bereich Geschichte schreibt, erstellt im Grunde nur ein bis zwei größere Hausarbeiten. Aber auch dann soll die Voraussetzung von Distanz und Kritik einer wissenschaftlichen Arbeitsweise wenigstens einmal an einem kleinen Beispiel erprobt worden sein.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf einen weiteren Punkt zu sprechen kommen, der gerade für das GStA von besonderer Bedeutung ist: das Thema Preußen. Frau Wienfort, Sie sind Professorin für Brandenburgisch-Preußische Geschichte. Welche Rolle spielt dieses Territorium/dieser Staat in Ihren Lehrveranstaltungen: Machen Sie ihn selbst zum Thema, oder dient er eher als Folie?

Ich würde sagen: beides. Ich biete allgemein Lehrveranstaltungen an, die sich auf Preußen im europäischen Vergleich beziehen. Es ist z. B. eine Geschichte des 19. Jahrhunderts mit Blick auf andere deutsche Staaten wie Bayern oder Mecklenburg. In und mit Preußen kann ich über sämtliche Themen und Ansätze sprechen: Politik- und Sozialgeschichte, Männer und Frauen, Ideen, Stadt und Land usw. Ich habe keinen essentialistischen Preußenbegriff; es ist ein Untersuchungsraum, der immer in Kontakt mit anderen Räumen steht.

Welche Rolle spielt dabei Brandenburg, das es als Kurfürstentum schon vor dem Königreich Preußen gab und das im Gegensatz zu diesem noch heute besteht?

Genau, Brandenburg-Preußen ist ja eigentlich eine historische Verbindung, die aus dem Kurfürstentum Brandenburg das Königreich Preußen werden lässt. In meiner Denomination meint es aber eigentlich eher eine Gegenwärtigkeit Brandenburgs im Kontext einer historischen Perspektive auf Preußen. Es geht also um einen kulturellen und räumlichen Zusammenhang, indem die Staatlichkeit Preußens Vergangenheit ist, während Brandenburg die Gegenwart darstellt und mit diesem preußischen Erbe umgehen muss. Dieses Erbe ist ja z. B. in der Architektur Potsdams unübersehbar.

Die Kombination Brandenburg-Preußen zeigt Brandenburg als historisches Zentrum Preußens – sinnigerweise dort, wo meine Professur angesiedelt ist, nämlich im Bundesland Brandenburg. Letzt-

lich geht es darum, mit einer historischen Perspektive auf Preußen Brandenburg mit seinen Bezügen auch jenseits der Oder, in der DDR und als Bundesland Rechnung zu tragen.

In diesem räumlichen Zugang bewegen sich die Studierenden ja auch.

Ja, sie nehmen natürlich auch in besonderer Hinsicht wahr, dass sie in Potsdam im Land Brandenburg studieren und nicht in Berlin. Dennoch: Für die Studierenden stellt sich die Geschichte Brandenburgs oft als Landesgeschichte mit lokalen Bezügen dar. Preußische Geschichte wiederum ist in der Zeitgeschichte vielfach Rezeptionsgeschichte. Wie wird Preußen in der Bundesrepublik wahrgenommen? Wie kommt es dazu, dass selbst in der DDR mit Bezug auf Friedrich II. ein positiveres Preußenbild in den 1980er Jahren Raum greift? Umgekehrt gibt es dann lokal- und regionalgeschichtliche Themen oder Bereiche für die Zeit nach 1945 in der DDR, wo von Brandenburg gesprochen wird, die Untersuchung sich aber auf ein Dorf oder eine Kreisstadt bezieht.

Das Geheime Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz muss darum kämpfen, nicht nur als ‚Gedächtnis Preußens‘, sondern auch als Ansprechpartner für Quellen z.B. zur Globalgeschichte, zu Rassismus, Kolonialismus etc. wahrgenommen zu werden. Ich könnte mir vorstellen, dass Studierende sagen: „Ich habe ja kein Preußenthema, also brauche ich nicht in das Geheime Staatsarchiv zu kommen.“

Das möchte ich nicht ausschließen. Nehmen wir das Thema Kolonialismus, das Sie erwähnt haben. Geht es um die zentralstaatliche Perspektive, dann wird meistens beim Bundesarchiv recherchiert, aber vielfach auch bei Archiven anderer möglichen Player und Akteure wie z.B. Missionsgesellschaften, die eben nicht der Staat sind. Wenn Doktoranden sich mit den deutschen Kolonien beschäftigen, möchten sie außerdem zum Beispiel nach Namibia oder nach Ostafrika fahren.

Insgesamt, möchte ich noch einmal betonen, geht ein wichtiger Trend in der Geschichtswissenschaft momentan weg von der Perspektive des Staates. Die großen Männer, die auf der höchsten politischen Ebene präsent sind und die man dann beispielweise in den Archivalien des Geheimen Staatsarchiv findet, sind nicht mehr so interessant. Interessant ist jetzt eher, was in Prenzlau passiert oder in Templin. Bedeutsam scheint eher, was einzelne Menschen erfahren und erinnern, auch durchaus in den großen Fragen der Geschichte von Demokratie und Diktatur. Also: Preußen interessiert uns schon, aber nicht unbedingt das, was im Geheimen Staatsarchiv liegt. Wir sehen uns z. B. lieber eine Dorfchronik an.

Wobei zum Thema Dorfstruktur der Landrat natürlich dem Regierungspräsidenten berichtet, der wiederum dem Oberpräsidenten und der dem Ministerium. Die Aussagekraft der Quellen in den früheren Jahrhunderten und durchaus auch noch im 19./20. Jahrhundert ist ja vorhanden, wenn auch sehr komprimiert.

Bei Studierenden gefragt: Erfahrungsgeschichte

>>>



Jemand mit Erfahrung weiß ja, dass man manche Dinge viel schneller versteht, wenn man drei Landratsberichte liest. Aber das Bedürfnis der Studierenden geht in eine andere Richtung: Sie wollen die Akteurinnen in actu beobachten. Abgesehen davon misstrauen sie auch der staatlichen Berichterstattung. Darüber bin ich ganz froh, sie sollen ja Quellenkritik üben. Aber dann kommt: „Wir stellen uns das anders vor, wir wollen die Menschen selber sprechen hören.“ Und das kann der Bericht des Landrats nicht leisten.

Liebe Frau Wienfort, unsere Gesprächszeit nähert sich ihrem Ende. Wenn Sie Ideen haben, die aus unserer preußischen und – wie ich jetzt gelernt habe – staatstragenden Binnensicht heraushelfen, wäre ich sehr neugierig. Wie kann das Geheime Staatsarchiv Preußi-

scher Kulturbesitz von Studierenden wie auch Lehrenden der Geschichtswissenschaften als außeruniversitärer Lernort wahrgenommen werden? Welche Angebote wünschen Sie sich?

Man kann nicht mehr einfach davon ausgehen, dass die Studierenden zum Archiv kommen; das Archiv kann auch zu den Studierenden kommen. Das ist erst einmal eine praktische Sache, weil wir in einem Semester die Zeit für einen oder mehrere Archivbesuche oft nicht haben. Es wäre aber auch, glaube ich, toll, wenn die Archivare bewaffnet mit mehr oder weniger echten Dokumenten ins Seminar kämen, so wie wir ab und zu in die Schulen gehen und vom Geschichtsstudium berichten.

Das Archiv als Ort, wie ihn die Studierenden bei ihrem obligatorischen Besuch

im Grundstudium kennen lernen, kann einschüchternd wirken, wie eine Behörde. Wenn aber eine einzelne Archivarin mit ihren drei Dokumenten im Seminarraum sitzt, ist das Archiv dadurch in ganz anderer Weise nahbar und greifbar und ansprechbar für die Studierenden. Und wenn man die Archivarin dann fragt: „Haben Sie noch mehr von diesen Dingen?“, und sie sagt: „Ja, kommen Sie doch mal vorbei, dann könnten Sie darüber Ihre Arbeit schreiben“, wäre das ein echtes Willkommens-Setting.

Die Präsenz würde also helfen, eine Beziehungsebene zum Archiv aufzubauen.

Genau. Ein anderer Vorschlag wäre eine stärkere Einbeziehung des Digitalen, z. B. die Zuschaltung von Archivaren für eine Sitzung über Video. Es muss dabei nicht immer eine Archivarin live anwesend sein, die jedes Mal alles neu erzählt. Stattdessen könnte man vorbereitete Sequenzen anhand von Schlüsseldokumenten zeigen, die wir Dozierenden dann in unsere Lehrveranstaltungen einbauen könnten.

Ich glaube, es würde auch Berührungsängste nehmen, wenn man schon einmal

im Film gesehen hat, wie es so im Archiv aussieht: Wir gehen virtuell mit Frau Brockfeld ins Gebäude, sitzen mit ihr an einem gewöhnlichen Tisch, schauen uns ein Archivale und sein Handling an. Dazu braucht man kein riesiges Arsenal von Videos. Ich hatte diese Idee schon einmal mit einem Archiv im Ruhrgebiet besprochen, wo aber die Ansicht vorherrschte, dass die Anfragen doch viel spezifischer seien und es kein Dokument gäbe, das alle sehen wollen.

Trotzdem gibt es Quellen, mit denen man grundsätzliches Arbeiten im Archiv gut demonstrieren kann. Es muss ja gar nicht absolut zum jeweiligen Seminarthema passen.

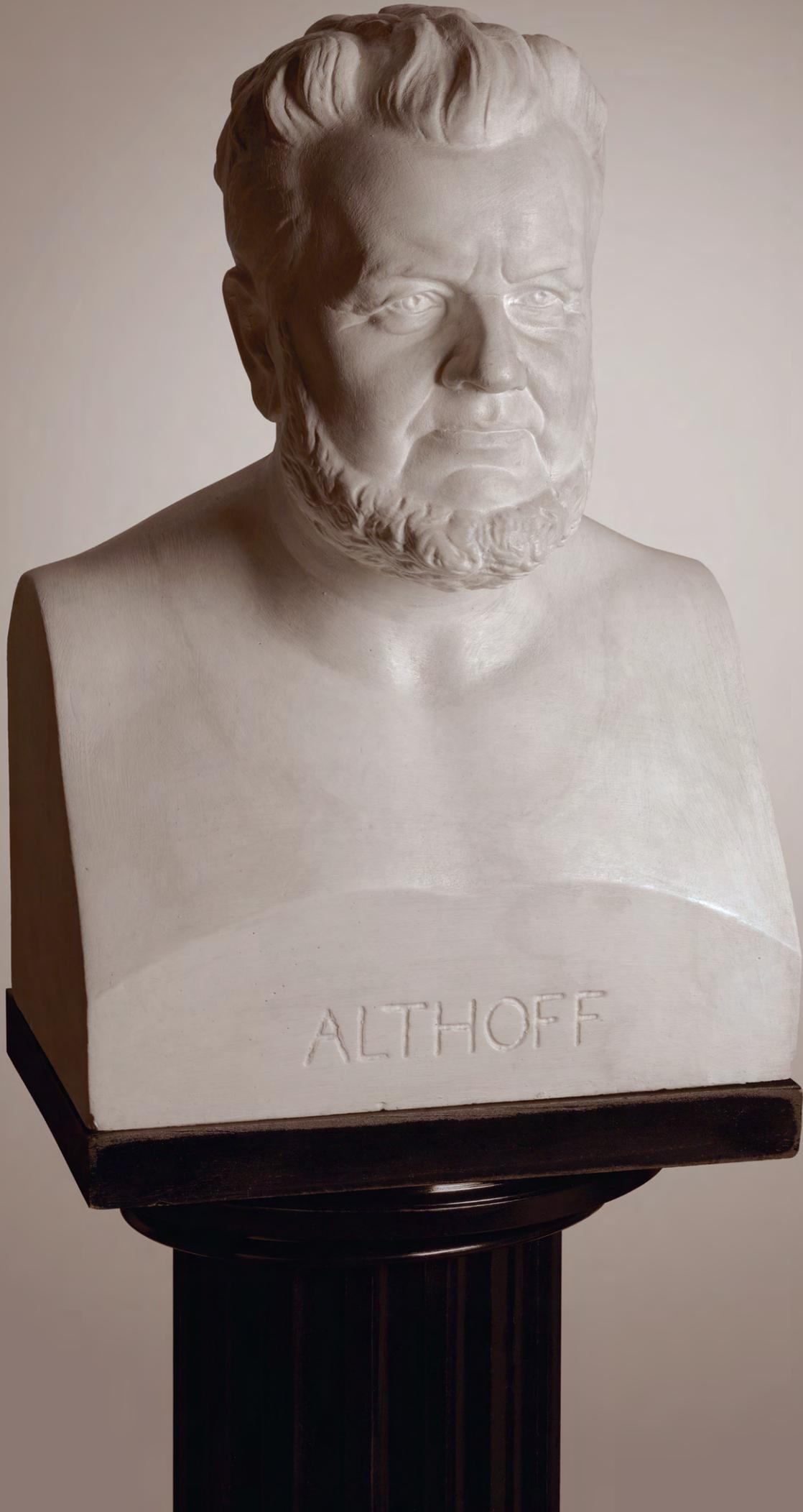
Mir würde es schon reichen, wenn die Quelle aus dem passenden Untersuchungszeitraum stammt und das Interesse der Studierenden wecken kann.

Frau Professorin Wienfort, ganz herzlichen Dank: sowohl für Ihre Vorschläge, die bei mir schon jetzt viele Gedanken ausgelöst haben, als auch für unser Gespräch!

≡

Über die Autorin:

Dr. Susanne Brockfeld ist Abteilungsleiterin am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz.



ALTHOFF

Von der Domäne zur Wissenschaftsstadt

Ein neues Stadtquartier für Berlin

Ingeborg Schnellling-Reinicke

Staatsdomäne
Dahlem

Wenn sich in den 2020er Jahren für manche Stätten und Plätze die Frage der (Wieder-) Bebauung stellt und – wie etwa beim Berliner Molkenmarkt – eine mögliche Rekonstruktion oder aber doch eine radikal moderne Gestaltung diskutiert wird, so stellte sich die Lage für die Bebauung und Gestaltung Dahlems zu Beginn des 20. Jahrhunderts völlig anders dar. Der heutige Ortsteil von Steglitz-Zehlendorf im Südwesten Berlins, entstanden Anfang des 13. Jahrhunderts, bestand aus landwirtschaftlich genutzten Flächen samt einem Dorf um eine Kirche, deren Ursprünge ebenfalls im 13. Jahrhundert liegen, sowie einem Gutshaus aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und damit einem der ältesten Berliner Profanbauten. Im Jahr 1841 verkaufte die Erbin des letzten Besitzers das Gut an den preußischen Staat, der das ca. 500 ha große Areal mit neuen Pachtverhältnissen als Kron-domäne weiterführte und nicht etwa wie das benachbarte Steglitz parzellerte und einzeln verkaufte. Dies sollte sich für die weitere Entwicklung Dahlems als Glücksfall erweisen.

Als die letzten Pachtverhältnisse im Jahr 1900 endeten, hatten sich die Bedürfnisse der wachsenden Stadt Berlin, in der sich wie an anderen Orten auch die Wissenschaften rasant entwickelten, sehr verändert. Auf der Suche nach geeigneten Örtlichkeiten für wachsende, aber auch für ganz neuartige Institute gewann Dahlem bald Bedeutung. Maßgeblichen Einfluss nahm dabei der langjährige, nämlich seit 1882 im preußischen Kultusministerium tätige Mitarbeiter Friedrich Theodor Althoff (1839–1908). Seit 1897 war er Ministerialdirektor der Unterrichtsabteilung und damit faktisch der Leiter des Unterrichts- und Hochschulwesens in Preußen. Sein Name ist insbesondere mit dem Ausbau und der Reform der preußischen Universitäten verbunden.

Am liebsten hätte Althoff die Charité und die medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute, wenn nicht gar die gesamte Universität nach Dahlem verlegt, wie es in einer Denkschrift im Jahr

>>>

1894 ausgeführt wurde. Doch diese Maximallösung gelang nicht, da gegen einen Umzug an die Peripherie zu große Vorbehalte der Universität bestanden, der Weg nach Dahlem sowohl für Krankentransporte als auch für Studenten als zu weit angesehen wurde. Und auch die Pläne für ein projektiertes Kreiskrankenhaus in Dahlem, das zu diesem Zeitpunkt noch zum Kreis Teltow gehörte, zerschlugen sich im Jahr 1896.

Vorbild
New York

Und doch gelang Althoff mit der Verlegung des Botanischen Gartens von Schöneberg nach Dahlem (1897–1904) ein Anfang für die künftige Entwicklung Dahlems. Konnte an der alten Stelle statt des Botanischen Gartens der noch heute gerne genutzte, allerdings nur halb so große Kleistpark entstehen, so erhielt der Botanische Garten an seinem neuen Standort mit der sechsfachen Fläche einen angemessenen Raum, und auch das Botanische Museum fand seinen Standort in unmittelbarer Nachbarschaft. Übrigens orientierte sich Althoff durchaus an internationalen Vorbildern, so bei der Verlegung der Universität am Beispiel der New Yorker Columbia University, die 1896 aus New York City an den Hudson verlegt wurde, wo sie sich noch heute befindet; und für den Botanischen Garten nahm Althoff die Kew Gardens bei London zum Vorbild, die er als „Sehenswürdigkeit“ bezeichnete, und auch der Berliner Botanische Garten werde so eine „Anlage ersten Ranges, interessant für die gesamte Berliner Bevölkerung und auch Besucher und nicht nur für Botaniker und Studenten“, wie es in einem Gutachten aus dem Jahr 1895 heißt, das im Übrigen auch eine Wertsteigerung der Dahlemer Bodenflächen durch die Verlegung des Botanischen Gartens dorthin prophezeite.

Im Jahr 1901 wurde nun eine Kommission zur Aufteilung der Domäne Dahlem ins Leben gerufen, die unter dem Vorsitz des Ministerialdirektors im Landwirtschaftsministerium Hugo Thiel (1839–1918) stand, für das Finanzministerium war Emil Löhlein (1866–1929) Mitglied der Kommission. Auffällig ist, dass die Umwandlung von Ackerland in Baugrund in Dahlem in staatlicher Regie vollzogen wurde und nicht wie an anderen Orten durch private Investoren, Bankenkonsortien, Terrangesellschaften oder Bauvereine. Eine soziale Exklusivität war durchaus gewollt, und die künftigen Eigentümer wurden verpflichtet, ihr Land innerhalb von zwei Jahren zu bebauen, wobei an eine „landhausmäßige Bebauung“ gedacht wurde. Weiterhin bemerkenswert ist, dass viele Flächen, insgesamt handelte es sich mit 50 ha um ein Zehntel der gesamten ehemaligen Kron-domäne, für „Staatsbauten reserviert“ waren und in Plänen auch so ausgewiesen wurden. Dazu zählten Reichsbehörden und solche des Landes Preußen, wie etwa das Preußische Geheime Staatsarchiv, auch Museen, aber vor allem Universitätsinstitute, die allesamt in der Berliner Innenstadt mittlerweile sehr beengt

Reserviert für
Staatsbauten

untergebracht waren bzw. unter Raumnot litten, denn die Zahl der Studierenden [!] wuchs rasant. In Althoffs Auftrag wurde eine Fragebogenaktion bei verschiedenen, vorwiegend naturwissenschaftlichen Instituten nach den jeweiligen Raumbedarfen durchgeführt.

Und so kam es in der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg zu einer Reihe von Neubauten in rascher Folge: Den Anfang machte als erstes Universitätsinstitut das für Pharmazie, das in der Denkschrift von 1894 bereits erwähnt worden war und 1902 in der Königin Luise-Straße bezogen werden konnte. Bei dessen Einweihung bezeichnete es Kultusminister Konrad von Studt (1838–1921) als „erstes Gebäude von mehreren auf Dahlemer Boden, welche nach dem reichhaltigen Programm der preußischen Unterrichtsverwaltung und der Reichsbehörden hier entstehen sollen“. Es folgten die Königliche Gärtnerlehranstalt in der Altensteinstraße (1903), die Bakteriologische Abteilung des Kaiserlichen (Reichs-) Gesundheitsamtes (Unter den Eichen, 1903), das Königliche Materialprüfungsamt (Unter den Eichen, 1904), die Kaiserliche (Reichs-) Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft (Königin Luise-Straße, 1905), das Deutsche Entomologische Museum (Gößlerstraße, 1911), das Astronomische Recheninstitut in der Altensteinstraße (1912), das Pflanzenphysiologische Institut (Königin Luise-Straße, 1913) und auch die Landesanstalt für Wasserhygiene bezog 1913 ihren Neubau in Dahlem (Corrensplatz).

Die Wissenschaft
kommt nach Dahlem

Für das damalige Völkerkundemuseum sollte auf Betreiben des Generaldirektors der Königlichen Museen, Wilhelm von Bode (1845–1929), ein Komplex von Neubauten für die Sammlungen aus Asien, Afrika, Ozeanien und Amerika entstehen. Doch die Fertigstellung des 1914 begonnenen Neubaus verzögerte sich wegen des Ersten Weltkriegs nicht nur, sondern konnte auch nur stark reduziert realisiert werden; fertig und bezogen wurde nur der nach den Entwürfen von Bruno Paul für Asien konzipierte Teil als Asiatisches Museum.

Es ist sicherlich nicht übertrieben, Dahlem schon vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Wissenschaftsstandort zu bezeichnen. Wenn auch das Friedrich Theodor Althoff zugeschriebene Bonmot, das „Dahlem als deutsches Oxford“ bezeichnet und immerhin in einem zeitgenössischen Aktentitel Verwendung fand, nur durch Althoffs Mitarbeiter und ersten Biografen Arnold Sachse als Althoff-Zitat überliefert wird – glaubhaft ist es allemal, da er an diesem Ziel ohnehin arbeitete. Der Unterstützung durch den technikbegeisterten Kaiser konnte er sicher sein, und so verfolgte Althoff auch das Ziel, eine Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu gründen, die von der Lehre und jeglicher behördlicher Einflussnahme befreit war. Zwar konnte Althoff diese Pläne nicht mehr „exekutieren“, da

Das deutsche
Oxford

>>>



Emil Fischer vor der Chemischen Gesellschaft im großen Hörsaal des I. Chemischen Instituts an der Friedrich-Wilhelm-Universität
anlässlich der Verleihung des Nobelpreises an ihn am 16. Dezember 1902
Bild: GStA PK, IX. HA SPAE, VI Nr. 182

er im Herbst 1908 überraschend starb, aber sein engster Mitarbeiter und späterer Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott (1860–1956) konnte mit Adolf (ab 1914 von) Harnack (1851–1930), deren ersten Präsidenten, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung anwendungsorientierter technischer Forschung vorantreiben, deren Gründung dann im Januar 1911 stattfand. Zum ersten Mal wurde – in Deutschland – versucht, im Zusammenwirken von Staat, Wirtschaft und Forschung Institute zu errichten, die sich allein der Forschung (auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiet) widmen konnten. Schließlich wollte man Anschluss an die technisch-wissenschaftlichen Standards des Auslands erreichen, und durch die gezielte staatliche Wissenschaftsförderung die „Großwissenschaften“ (Theodor Mommsen) beflügeln, die den Naturwissenschaften große Entfaltungsmöglichkeiten boten, aber auch zu einer sehr engen Verflechtung von Wirtschaft und Wissenschaft führte.

Schon im Jahr 1912 wurden die beiden ersten Kaiser-Wilhelm-Institute eingeweiht, das für Physikalische Chemie und Elektrotechnik (Faradayweg) und das für Chemie (Thielallee). Es folgten Institute für Experimentelle Therapie (1913) und Biologie (1915). Hatten diese ersten Institute Neubauten erhalten, so zogen die folgenden in bereits bestehende Gebäude ein: Metallforschung (1920), Faserstoffchemie (1920), Silikatforschung (1926). Weitere folgten bis 1936. Die große Ähnlichkeit dieser Forschungsinstitute mit den Nobel-Instituten, die ganz auf die Bedürfnisse und Vorstellungen von bestimmten Wissenschaftlern ausgerichtet waren, lag auf der Hand. Aber bereits zuvor war Berlin-Dahlem eine gute Adresse für die seit 1901 vergebenen Nobelpreise geworden: So wurden die beiden ersten Nobelpreise für Chemie an die in Dahlem forschenden Wissenschaftler Jacobus Henricus van 't Hoff (1901) und Emil Fischer (1902) vergeben, den Preis für Physiologie/Medizin des Jahres 1901 erhielt mit Emil (von) Behring ein zumindest zeitweise in Berlin ansässiger Forscher, und im Jahr 1905 war Robert Koch Träger des Medizin-Nobelpreises.

Nobelpreise
für Dahlemer
Wissenschaftler

Im Bankierszug
nach Dahlem

Für die Entwicklung Dahlems überaus wichtig, und auch darauf hatte Althoff wiederholt hingewiesen, war ein Ausbau der Infrastruktur und der Verkehrsanbindung. Die bereits bestehende Wannsee-Bahn verband Berlin (Potsdamer Bahnhof in der Nähe des Potsdamer Platzes) mit Potsdam und war mit ihren „nonstop verkehrenden Bankierszügen“ (Henning/Kazemi) auch von Dahlem aus, das mit dem Groß-Berlin-Gesetz vom 27. April 1920 in die Stadtgemeinde Berlin integriert worden war, gut erreichbar. Zusätzlich bestand eine Straßenbahn entlang der Königin-Luise-Straße und auch Buslinien wurden geschaffen. Von besonderer Bedeutung war jedoch die U-Bahn.

>>>

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand mit der ‚Wilmersdorfer Bahn‘ eine Verbindung vom Nürnberger Platz in Wilmersdorf zum Rastatter, heute Breitenbachplatz. Seit Herbst 1913 ist deren Verlängerung als ‚Dahlemer Schnellbahn‘ bis zum Thielplatz als Einschneidbahn unterwegs. Der Weiterbau nach Westen konnte in der zweiten Hälfte der 1920er Jahren geleistet werden und fand seinen vorläufigen Abschluss im Jahr 1929 mit der Eröffnung der Bahnlinie Thielplatz – Kronprinzenallee (Oskar-Helene-Heim) – Spandauer Straße (Onkel-Toms-Hütte) – Alsenstraße (Krumme Lanke). Die Dahlem-Kommission legte jedoch allergrößten Wert darauf, dass die Bahn ein weiteres Teilstück erhalten und bis zum Bahnhof Zehlendorf-West der Wannsee-Bahn fortgeführt werden sollte. Dieses Teilstück, das von der Berliner Hochbahn bzw. der Stadt Berlin gebaut werden sollte, kam zwar bisher nicht zustande. Aber die Diskussion um die Verlängerung der heutigen U 3 vom Bahnhof Krumme Lanke zum Bahnhof Mexikoplatz, wie die Station Zehlendorf-West samt des bis dahin namenlosen Platzes seit 1987 heißt, ist immer wieder im Gespräch und wird nun, fast 100 Jahre nach dem vorläufigen Stopp in Krumme Lanke, wieder sehr diskutiert.

Über die Autorin:

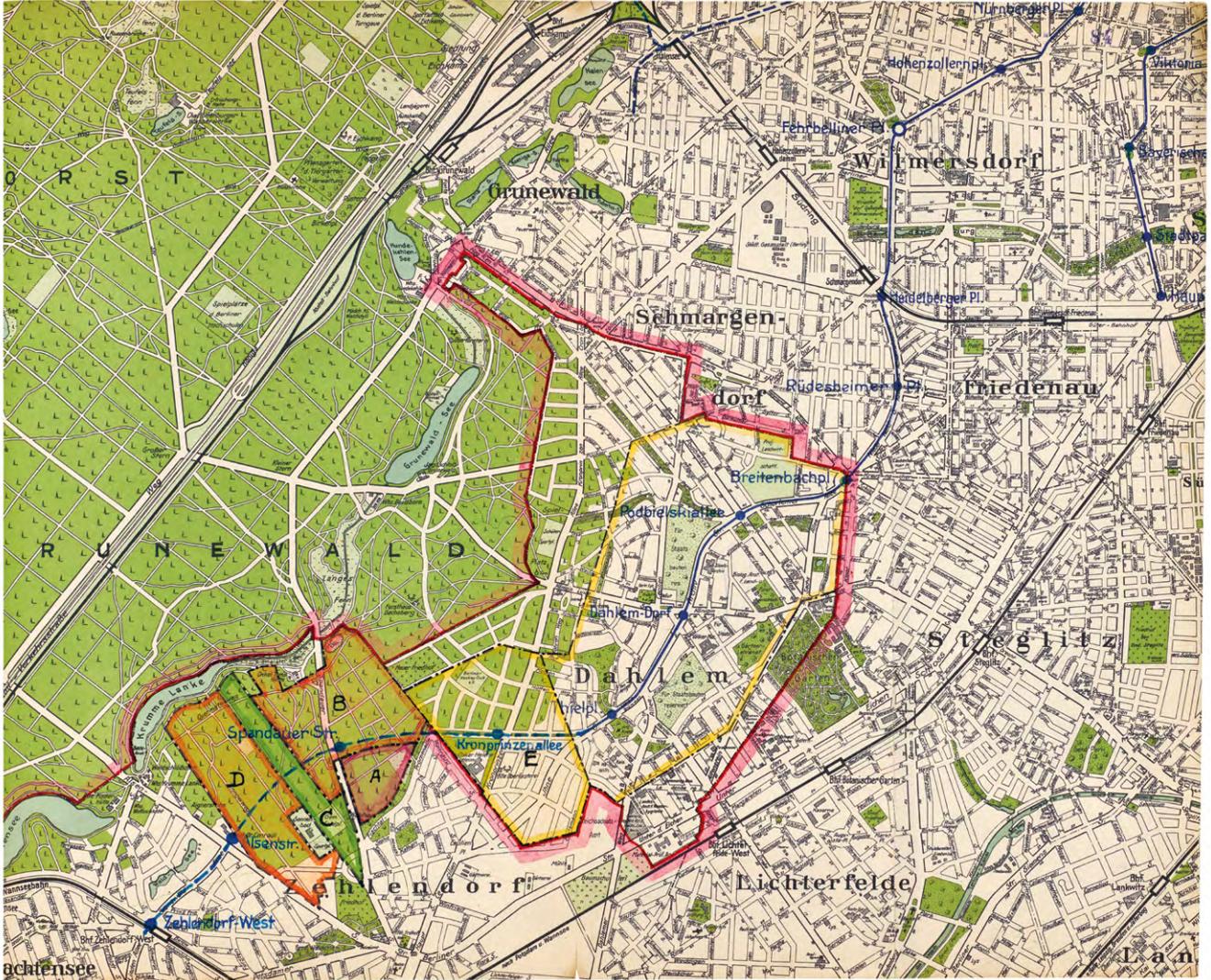
Dr. Ingeborg
Schnelling-
Reinicke ist
Abteilungsleiterin
am Geheimen
Staatsarchiv
Preußischer
Kulturbesitz.

Wenn auch dieser Plan aus dem Jahr 1927 leider noch der Realisierung harrt, so konnte doch ein anderer früherer Gedanke – freilich unter ganz anderen politischen Gegebenheiten – verwirklicht werden: Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zwar nicht zur Verlegung, doch zu einer Neugründung einer Berliner Hochschule, der Freien Universität, in Berlin-Dahlem. Und der ‚Mythos Dahlem‘ für eine wissenschaftliche Arbeitsatmosphäre im Berliner Südwesten wird auch im dritten Jahrtausend noch gerne gebraucht.



Eckart Henning/Marion Kazemi, Zur Entwicklung Dahlems im 20. Jahrhundert, in: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte Dahlems, hg. von Eckart Henning (Veröffentlichungen aus dem Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, 13), Berlin 2004, 11-21.

Michael Engel, Geschichte Dahlems, Berlin 1984.
Rolf Dehrenbach, Dahlem – Berliner Domäne der Villen, der Bildung und der Wissenschaft (Publikation der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin), Berlin 2013.



Plan zur Verlängerung der Dahlembahn nach Westen (1927)
Bild: GStA PK, I. HA Rep. 151 Preußisches Finanzministerium, I C Nr. 12797, Bl. 84

10 Billionen Mark

Während Krieg und Hyperinflation entsteht in Berlin-Dahlem ein Archivbau

Franziska Mücke

Jahrhundertlang war das Geheime Staatsarchiv in verschiedenen Ecken und Winkeln des Berliner Schlosses untergebracht, dort also, wo der Großteil der Archivalien zuvor entstanden war, die den späteren Archivkörper ausmachten. Neben dem Herrscher residierten hier auch einige der größten und wichtigsten Verwaltungsorgane, die Brandenburg-Preußen lenkten. Deren nie versiegender Strom archivwürdiger Urkunden und Akten aber führte schließlich wegen Raummangels zum Auszug der Archivalien aus dem Schloss. Im Jahr 1874 bezog das Archiv das Areal des sogenannten ‚Lagerhauses‘, zwischen der Klosterstraße 76 und der parallel verlaufenden Neuen Friedrichstraße (heute: Littenstraße). Hier vermutete man übrigens auch den Standort der mittelalterlichen Residenz der Markgrafen von Brandenburg – des ‚Hohen Hauses‘. Erst als das Lagerhaus 1931 abgerissen wurde, traten tatsächlich überraschend die hohen Spitzbögen des markgräflichen Wohnsitzes unter dem abblätternden Putz zu Tage.

Ein langes
Provisorium

In der Neuen Friedrichstraße 83, an der Nordostseite des Lagerhausareals, stand ein Gebäude, das ursprünglich als Reithaus der Ritterakademie König Friedrichs I. errichtet wurde und nun, aufgestockt und modernisiert, das Hauptgebäude des Geheimen Staatsarchivs am neuen Standort werden sollte. Bis 1857 hatte es dem Bildhauer Christian Daniel Rauch als Atelier gedient, dessen Reiterstandbild König Friedrichs II. als Gipsmodell in Originalgröße selbst Umbau und Einzug des Archivs überdauerte. Wenig originell, aber umso majestätischer wurde dem Bau nun kurzerhand eine neue, der Spreefront des Schlosses nachempfundene Fassade vorgeblendet. Ein 1895 errichtetes schlichtes Backsteingebäude, das die beiden Straßenfronten verband, beherbergte einen Forschungssaal mit immerhin bereits 40 Arbeitsplätzen.

Dies war das Geheime Staatsarchiv, an dem Friedrich Meinecke (1862–1954) seit 1887 als Hilfsarbeiter und seit 1893 als Archivar tätig war – und dem wir eine der wenigen autobiografischen Schilderungen des Archivalltags dieser Zeit verdanken.

>>>



Blick vom Turm des Berliner Rathauses auf das Lagerhausareal, um 1910
Bild: © bpk/Neue Photographische Gesellschaft, 40012169



Friedrich Meinecke
führt Aufsicht

Nach ihm war das damalige Geheime Staatsarchiv „ein nüchterner lang gestreckter Bau. Im Erdgeschoß stand inmitten der Aktenrepositorien das mächtige Gipsmodell der Reiterstatue des Rauchschen Friedrichsdenkmals. Im Benutzersaal hatte ich auch die sogenannte ‚Aufsicht‘ zu führen über die wechselnden Geschlechter der Gelehrten, deutscher und ausländischer, die hier aus- und eingingen.“ Während Meinecke Aufsicht führte, blieb Zeit, die Archivbesucher, mitunter bedeutende Historiker, zu studieren: „Treitschke las seine Akten mit Emotion, und dumpfe Laute des Staunens oder der Entrüstung kamen dabei zuweilen aus seinem Munde.“ Doch vor allem hatte es ihm offenbar das Archivmagazin angetan: „In diesen gewaltigen Aktenmassen, die man, wenn man ins Magazin ging, durchwanderte und oft mit Leitern zu erklettern hatte, steckte ja ein ungeheures, aber schweigendes Leben.“

Schwer vorstellbar, dass um dieses stille Arbeiten mittlerweile der Lärm einer Großstadt tobte und Gründerzeit und Industrialisierung das Stadtbild grundlegend wandelten. Schon kurz nach dem Einzug des Archivs entstand nördlich des Areals die Berliner Stadtbahn mit dem Bahnhof Alexanderplatz. Jenseits davon stand seit 1890 das große Berliner Polizeipräsidium, die „Rote Burg“. In der Neuen Friedrichstraße selbst wurden die Zentralen Markthallen und das Land- und Amtsgericht errichtet. In der unmittelbaren Nachbarschaft des Archivs, in der Klosterstraße 75, wurde die königliche Kunstschule angesiedelt.

Ort der Stille im
Lärm der Großstadt

Doch das Leben und Treiben der Berliner Stadtmitte barg auch konkrete Gefahren für ein Archiv. Am 14. Oktober 1910 brannte nur vier Häuser vom Archiv entfernt eine Wäschefabrik ab und riss mehrere Menschen in den Tod. Tagelang berichtete die Berliner Presse. Der Brand wurde sogar zum Postkartenmotiv.

Gefährlicher
U-Bahnbau

Hinzu kam die rege Bautätigkeit im direkten Umfeld, durch die das Archiv 1911 selbst in die Presse geriet: Seit der Jahrhundertwende entstand unter Hochdruck das U-Bahnnetz Berlins. Ab 1908 wurde an dem Teilstück der heutigen U 2 zwischen Spittelmarkt und Alexanderplatz gearbeitet. Unmittelbar nach dem neu errichteten U-Bahnhof Klosterstraße schwenkte der Tunnelbau direkt zwischen der Kunstschule und dem Staatsarchiv nach Norden. Infolge dieser Bauarbeiten traten seit Juli 1911 Schäden am Archivgebäude auf. Unter der Schlagzeile „Das Haus des Geheimen Staatsarchivs geborsten“ berichtete am 13. Dezember das Berliner Tageblatt: „Durch die tiefe Grube und infolge des Rammens [...] hat sich das Fundament des Gebäudes gesenkt [...]. Wenn man das Gebäude betritt, so bemerkt man sofort an fast allen Hauptwänden weitklaffende schwarze Risse, die vom Erdboden bis zur Decke sich erstrecken“. Die Setzungen

>>>

kamen wieder zur Ruhe, doch kündigte sich schon neues Unheil an, als Pläne für den Bau einer weiteren Untergrundbahn unter der Neuen Friedrichstraße, diesmal entlang der nordöstlichen Langseite des Gebäudes, bekannt wurden.

Nicht erst seit diesen Ereignissen wurden Neubaupläne für das Archiv erwogen, das nach 1874 in kürzester Zeit wieder in Raumnot geraten war. Zwar musste der Raumbedarf des Königlichen Hausarchivs nicht mehr eingeplant werden, das 1895 einen eigenen Neubau in Charlottenburg bezog. Doch bald, so berichtete es später der Archivar Ernst Posner (1892–1980), mussten die „[Akten]Zugänge zwischen Fenstern und Regalen, schließlich auf dem Boden gelagert werden“. Ohnehin setzte Feuchtigkeit dem Gebäude zu, es fehlte an elektrischem Licht und der Ruß der nahen Stadtbahn legte sich auf die Archivalien.

Archivbau in turbulenten Zeiten

Seit 1906 betrieb der damalige Generaldirektor der preußischen Staatsarchive Reinhold Koser (1852–1914) daher Neubaupläne für das Geheime Staatsarchiv. Mit Verkauf des Lagerhausareals an die Hoch- und Untergrundbahngesellschaft 1909 legte man den Auszug des Archivs für 1918 fest, ohne dass die Neubaupläne konkret waren. Zunächst erschien es sinnvoll, für das Geheime Staatsarchiv und ein neu zu gründendes Reichsarchiv eine gemeinsame oder zumindest nebeneinanderliegende Unterbringung zu schaffen. Als Baugrund gelangte schon 1907 ein Teilgrundstück des alten Botanischen Gartens in den Fokus (der heutige Kleistpark in Berlin-Schöneberg).

Die Bauplanungen übernahm der Architekt Eduard Fürstenau (1862–1938). Seit 1890 für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten tätig, hatte er bereits öffentliche Bauten, wie das Oberverwaltungsgericht in Charlottenburg und die Eisenbahndirektion in Halle an der Saale, aber auch Wohnbauten und Synagogen entworfen. Nach langer Planungsphase scheiterte jedoch der gemeinsame Archivbau von Preußen und Reich im Februar 1914 im Reichstag an der Finanzierungsfrage. Zu groß waren auf politischer Ebene die Befürchtungen, das Reichsarchiv könne in die Abhängigkeit Preußens geraten. Die vorliegenden Pläne Fürstenaus für das Geheime Staatsarchiv in Schöneberg aus den Jahren 1912 und 1913 wurden verworfen und die Standortfrage für den Neubau wiedereröffnet. Ein kostengünstigeres Grundstück auf der Domäne Dahlem, das sogar jüngst durch den Bau einer U-Bahnlinie erreichbar geworden war, erwies sich als geeignet, zumal bereits eine Anzahl weiterer staatlicher Institute hier angesiedelt worden war. Schleunigst wurden die vorliegenden Pläne angepasst. Nach Fürstenaus Entwurf war nun eine symmetrische Dreiflügelanlage für das Verwaltungsgebäude mit schmalen Verbindungsbauten zum dahinterliegenden 106,5 m langen, sechs Stock-

Auf nach Dahlem!

werke hohen Magazingebäude vorgesehen. In der Ausstattung sollte das Archiv künftig anderen modernen Archiven in nichts nachstehen. So waren Fahrstühle, eine Telefonanlage, eine Feuermeldeanlage und eine fotografische Werkstatt eingeplant. Der ursprünglich avisierte Baubeginn im April 1914 war jedoch nicht mehr zu halten.

Im Juli 1914 brach der erste Weltkrieg aus, der auch Lücken ins Kollegium des Geheimen Staatsarchivs reißen sollte. Schon vor dem ersten Spatenstich war damit der geplante Umzugstermin des Archivs hinfällig geworden. Zwar vermeldete die Tägliche Rundschau am 30. April 1915 endlich den Baubeginn. Doch schon zu diesem Zeitpunkt fehlte es kriegsbedingt an allem: Baupersonal wurde einberufen; mangels Pferdefuhrwerken und durch Streckensperrungen der Eisenbahn kam es zu Lieferengpässen. Baustoffe wie Stahl, Eisen und Bronze waren nun dem Militär vorbehalten. Ende 1916 wurden die Hindernisse unüberwindlich – die Stilllegung der Baustelle wurde am 29. Januar 1917 angeordnet. Das Verwaltungsgebäude stand zu diesem Zeitpunkt in Teilen bis zur Erdgeschossdecke, das Eisengerüst des Magazingebäudes stand in voller Höhe, war jedoch von keiner Umfassungsmauer umgeben und ohne Dach; das Direktorenwohnhaus war ein bloßer Rohbau.

Verzögerungen
und Engpässe

Planungen zur Fortführung des Baus, oder zumindest zur Sicherung des bereits Erreichten, begannen unmittelbar mit Ende des Krieges. Aber die folgenden Jahre brachten nur schleppende Fortschritte. Staatsbauten mussten nun angesichts der allgemeinen Wohnungsnot hinter Wohnbauten zurücktreten, weshalb weiterhin kaum Baumaterial zur Verfügung stand. Um den Fortschritt des gesamten Bauwerks zu fördern, wurden die ursprünglichen Planungen auf Einsparpotenzial geprüft. Anfang des Jahres 1921 erklärte sich das Finanzministerium mit der weiteren Finanzierung des Baus einverstanden, wenn im Magazinbau auf Elektrizität und Heizung, im Verwaltungsgebäude auf den Ausbau des Dachgeschosses sowie in beiden Gebäudeteilen auf Linoleumfußböden verzichtet würde – eine schwere Hypothek für die Anfangsjahre des Archivs in Dahlem.

Doch es half nichts: die Baukosten explodierten. Von den 1914 veranschlagten 1,25 Millionen Mark Gesamtkosten war längst nicht mehr die Rede. Ende 1921 belief sich die Kalkulation bereits auf nahezu das Zehnfache. Und lag dem schon eine beachtliche Geldentwertung zugrunde, befand sich der Wert der Mark in der anschließenden Hyperinflation des Jahres 1923 geradezu im freien Fall. Wurden im Februar 1923 noch fünfzig Millionen Mark für den Archivbau abgerufen, waren es im Oktober schon 1.000 Milliarden Mark und im November sogar 10 Billionen Mark. Glücklicherweise waren die Bauarbeiten nun bereits so weit gediehen, dass es hauptsächlich um die

>>>

Umzug in
506 Fuhren

Innenausstattung der Gebäude ging, die mit den utopisch klingenden Summen finanziert werden musste.

Am 3. Juni 1923 schloss das Archivgebäude im Stadtzentrum seine Pforten für den Nutzerverkehr. Kurz darauf begannen die Möbelwagen zu rollen, zum Schluss zählte man 506 Fuhren. 105.000 Aktenpakete wurden vor dem Transport fortlaufend nummeriert, um in der richtigen Reihenfolge in Dahlem wieder eingelagert zu werden. Am 8. September 1923 war das alte Gebäude in der Neuen Friedrichstraße geräumt. Die Bauarbeiten in Dahlem liefen noch immer, als am 7. Januar 1924 der Publikumsverkehr wieder zugelassen wurde. Groß kündigte die Vossische Zeitung am Vortag die Öffnung des „gewaltigen Arbeitssaals“ an. An fünf langen Arbeitstischen konnten sich dort nun 50 Besucher niederlassen. Am 26. März schließlich begingen Generaldirektor Paul Fridolin Kehr (1860–1944) und der preußische Ministerpräsident Otto Braun (1872–1955) die feierliche Eröffnung des Geheimen Staatsarchivs.

Doch bei aller Erleichterung über den endlich erfolgten Umzug wurde nun deutlich, dass die drastischen Einsparungen der vergangenen Jahre die Funktionalität des Neubaus stark einschränkten. Auf Wunsch der Archivare wurden so in den Jahren nach der Eröffnung noch wesentliche Verbesserungen erzielt. Das Magazin erhielt eine Niederdruckdampfheizung, die im Winter immerhin 10° C erzeugte. Im Verwaltungsgebäude wurden ein Lastenaufzug und eine fotografische Werkstatt nachgerüstet. Doch auch ein ästhetisches Manko wurde nun ausgeglichen. Das einfache, ovale Fenster im Giebfeld der Fassade wich nun dem preußischen Adler und der Inschrift ‚Preußisches Geheimes Staatsarchiv‘, welche den Besucher*innen noch heute den Weg ins Archiv weisen.

Über die Autorin:

Franziska
Mücke M. A. ist
Archivarin am
Geheimen Staats-
archiv Preußischer
Kulturbesitz.



**Neugier geweckt? Besuchen Sie unsere Ausstellung
„Auch Geheime Archive sehnen sich nach Licht“ – 100 Jahre
Geheimes Staatsarchiv in Dahlem.** Welche Herausforderun-
gen hatte das Geheime Staatsarchiv in den letzten einhundert
Jahren zu meistern? Ausgewählte Themenschwerpunkte in
acht Kapiteln werden anhand authentischer Quellen Einblicke
in die wechselvolle Geschichte des Archivs ermöglichen.
Wann? Ab Ende März 2024 zu den regulären Öffnungszeiten



Entwurf für den Neubau des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 35 (1915), S. 26–27. Dienstbibliothek, 47;131:35.1915.

In der Ausgabe vom 16. Januar 1915 veröffentlichte das Zentralblatt der Bauverwaltung das Gutachten der Akademie des Bauwesens für den Neubau an der Dahlemer Archivstraße. Als Gutachter verantwortlich zeichnete der Architekt Karl Hinckeldeyn – seines Zeichens Ministerialdirektor in der königlichen Behörde und Wirklicher Geheimer Rat. Er hatte selbst Bibliotheks- und Museumsbauten für Posen entworfen, verfügte also über eine gewisse Expertise für die bauliche Unterbringung staatlicher Kulturbehörden. Den Entwurf lobte das Gutachten als „wohl gelungen“, weshalb dessen Umsetzung „im wesentlichen unverändert“ empfohlen wurde. Größere Änderungen sollten noch am Treppenhaus erfolgen – „mit Rücksicht auf den geringen Lichteinfall vom Treppenhaus her“. Dies scheint letztlich gelungen: Wer Foyer und Treppenaufgang heute betritt, findet sie hell und freundlich.

Das Zentralblatt der Bauverwaltung erschien seit 1881 zunächst unter der Ägide des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, ab 1920 dann unter jener des preußischen Finanzministeriums. Sein Schwerpunkt lag auf öffentlichen Bauten wie Schulen, Amts-, Militär- und Infrastrukturbauten, aber auch Bauten für Kultureinrichtungen wurden vorgestellt. Bereichert wurden die Beiträge durch zahlreiche Illustrationen – so auch der Artikel über das Geheime Staatsarchiv. Weitere Staatsbauten entlang einer auf den Haupteingang des Archivs zuführenden Achse wurden übrigens nicht mehr errichtet, weshalb auch der repräsentative Übergang über die „Einschnittbahn“ entfiel, den das Gutachten für unabdingbar gehalten hatte. Der abgedruckte Grundriss erschien gegenüber der späteren Verteilung der Räumlichkeiten im ersten Obergeschoss übrigens spiegelverkehrt. ML

Gutachten und Berichte.

Entwurf für den Neubau des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem.

Gutachten der Königlichen Akademie des Bauwesens.

(Hierzu die Abbildungen 1 bis 3.)

Berlin, den 23. Oktober 1914.

Der Neubau, der sich in ein Verwaltungsgebäude, ein Magazin-gebäude und ein Direktorwohnhaus gliedert, soll in Berlin-Dahlem errichtet werden, und zwar an einer Stelle, die an sich als günstig und der Bedeutung des Neubaus angemessen bezeichnet werden kann, wobei freilich vorausgesetzt werden muß, daß der hier ohnehin erforderliche Übergang über die vor den Gebäuden entlangführende Einschnittbahn in der Hauptachse des Verwaltungsgebäudes breit und stattlich angelegt wird.

Im übrigen erkennt die Akademie an, daß der Entwurf sowohl in der Grundrißbildung als in seiner architektonischen Gestaltung als wohl gelungen zu bezeichnen ist und deshalb im wesentlichen unverändert zur Ausführung empfohlen werden kann. Um im einzelnen noch Verbesserungen zu erreichen, wird dem Verfasser zur Erwägung gestellt, den Flur zwischen Haupteingang und Treppenhaus in Rücksicht auf den geringen Lichteinfall vom Treppenhaus her etwas umzugestalten, an der Hinteransicht eine günstigere Ausbildung der Erkerabschlüsse über das Hauptgesims hinaus zu versuchen, auch für den Mittelbau der Vorderfront noch weitere Studien zu machen und am Modell zu erproben.

Königliche Akademie des Bauwesens.
Hinckeldeyn.

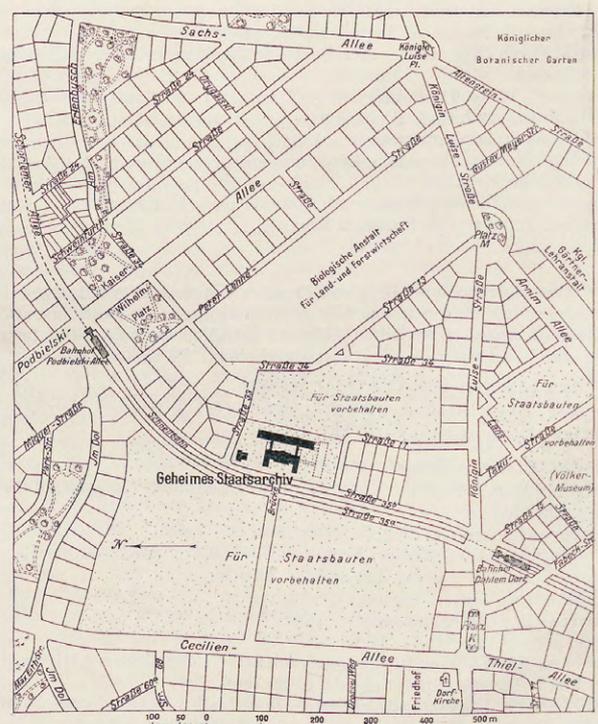


Abb. 1. Lageplan.

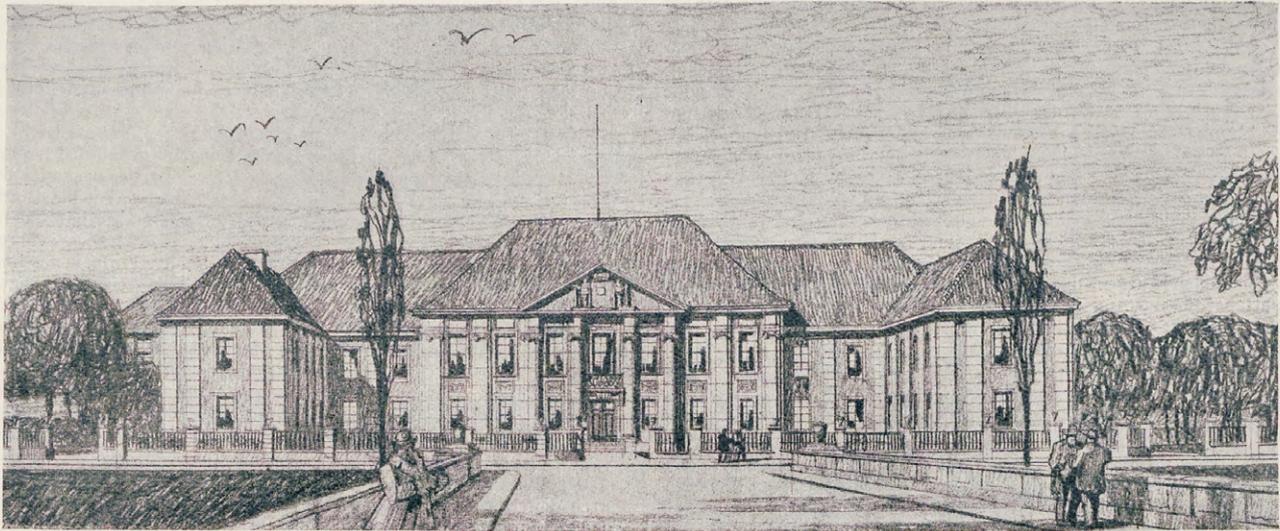


Abb. 2. Hauptansicht.

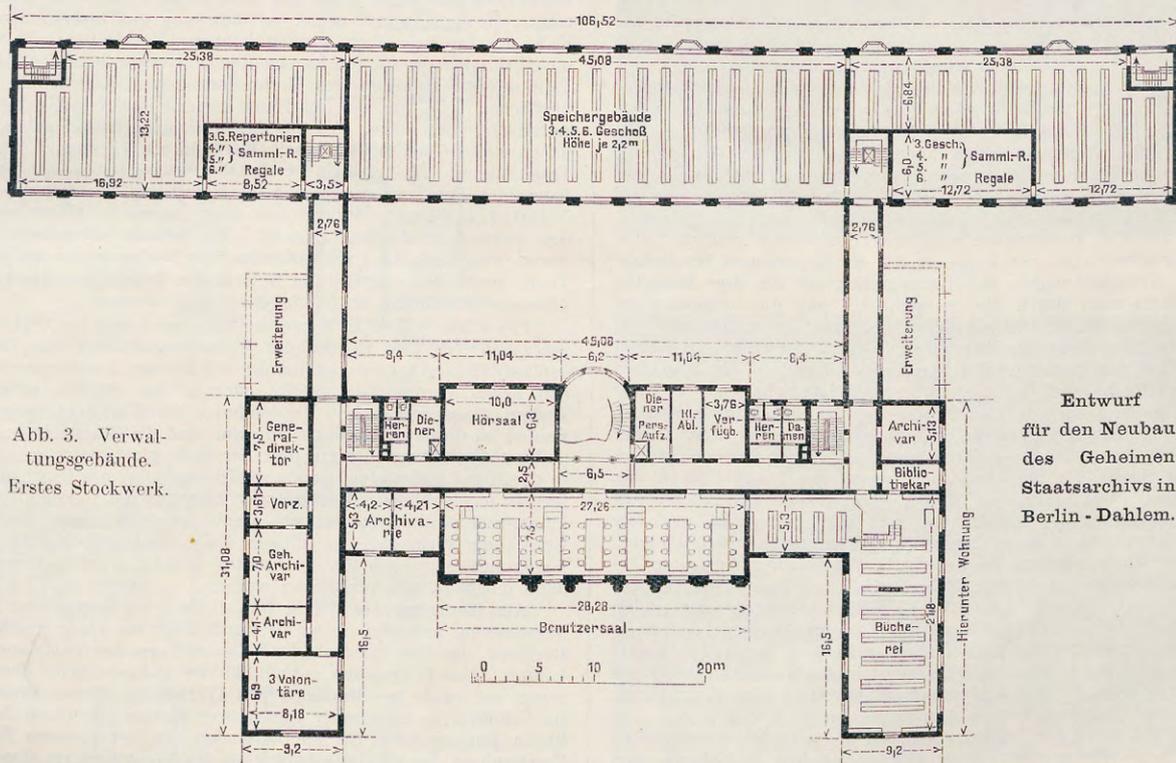


Abb. 3. Verwaltungsgebäude. Erstes Stockwerk.

Entwurf für den Neubau des Geheimen Staatsarchivs in Berlin - Dahlem.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Nichtamtlicher Teil.

Schriftleiter: Friedrich Schultze und Gustav Meyer.

Kleinere Eisenbahnhauptgebäude im Direktionsbezirk Cassel.

Vom Königl. Baurat und Provinzialkonservator Dr.-Ing. Dr. Holtmeyer in Cassel.

Die Inangriffnahme mehrerer Neubausrecken und die Errichtung neuer Bahnhöfe auf den bestehenden Bahnlängen im Eisenbahndirektionsbezirk Cassel hatte in den letzten Jahren die Aufstellung einer Reihe von Entwürfen für kleinere Empfangsgebäude zur Folge.*) Auch der Ersatz unzureichend gewordener alter Anlagen oder die mit der Änderung bestehender Bahnhöfe zusammenhängende Verlegung des Empfangsgebäudes machte die Aufstellung neuer Entwürfe zu Hochbauten erforderlich. Wenn auch im allgemeinen für ähnlich liegende

Fälle die Forderungen des Bauprogramms die gleichen waren, so traten doch auch des öfteren Bedingungen auf, die eine Sonderbearbeitung der Aufgabe verlangten. Die Form des Bauplatzes, die Art des Zugangs, die Gestaltung des Geländes, die Lage der Bahnsteige und Nebenanlagen bewirkten nicht selten eine von der Norm abweichende Ausbildung von Grundriß und Aufriß. Bei etwas größeren Anlagen sowohl in der Nähe von Städten, wie in ländlichen Bezirken war es mitunter die außergewöhnliche Art des Verkehrs, die besondere Forderungen an die Größe und Lage der Räume für Beamte und Reisende stellte. Die Frage nach Unterbringung einer oder mehrerer

*) Vergl. Zentralbl. d. Bauverw. 1908, S. 630; 1912, S. 453.



Von Zapponierräumen und Co-Working-Spaces

Anforderungen an Archivbauten einst und jetzt

Ulrike Höroldt

Mit dem Umzug in das Dahlemer Archivgebäudes im Jahr 1924 bezog das zentrale preußische Staatsarchiv zum ersten Mal in seiner Geschichte einen archivischen Zweckbau, also ein eigens für die Zwecke des Archivs gebautes Gebäudeensemble. Ursprünglich Teil der Kanzlei bzw. der Verwaltung waren die Archive der deutschen Territorien und sich entwickelnden Staaten lange Zeit vorzugsweise in den Residenzen bzw. Residenzschlössern untergebracht. Das gilt auch für das Preußische Geheime Staatsarchiv, das bis 1874 im Berliner Stadtschloss seinen Sitz hatte, bevor es in ein umgebautes Gebäude in der Klosterstraße zog. Eine etwas andere Entwicklung nahmen die meisten Provinzialarchive in den nach dem Wiener Kongress eingerichteten preußischen Provinzen. Sie entstanden im Zuge von Säkularisierung und Mediatisierung aufgrund des Wegfalls der bisherigen staatlichen Strukturen und ihrer Überführung in die neue preußische Verwaltungsstruktur. Diese Archive wurden zumeist aus ihren bisherigen räumlichen Zusammenhängen gelöst und an zentralen Orten zusammengeführt, in Magdeburg z. B. im Dom-Remter, in Breslau in Räumen der Universität. Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, also weit früher als in der Zentrale, entstanden in verschiedenen Provinzen eigene Neubauten für die Archive, die sich allein an deren Bedürfnissen orientierten, zugleich aber auch einen gemäßigt repräsentativen Charakter aufwiesen. Frühe Beispiele sind Breslau (1875–1877), Düsseldorf (1875–1876) oder Wiesbaden (1879–1881). Als erster moderner Archivzweckbau in Deutschland gilt das 1885 errichtete Gebäude am Beethovenplatz in Weimar, bis heute vom Hauptstaatsarchiv Weimar genutzt. In ihm wurde erstmals die Trennung der Funktionsbereiche von Magazin und Verwaltung und das aus dem Bibliotheksbereich kommende sogenannte Magazinsystem umgesetzt. In Preußen wurde das 1886–1889 errichtete Staatsarchiv in Münster, das die funktionale Trennung noch konsequenter in zwei getrennten Baukörpern umsetzte, wegweisend und stilbildend. Ihm folgten zwischen 1906 und 1938 entsprechende Zweckbauten in Aurich (1888–1890), Stettin (1899–1901, Neubau 1905–1906), Düsseldorf (Neubau 1899–1901), Breslau

Erster moderner
Archivzweckbau

>>>



(Neubau 1905–1906), Danzig (1900–1902), Magdeburg (1907–1908), Osnabrück (1914–1917), Königsberg (1929/1930) und schließlich Koblenz (1938) und Marburg (1938).

Gemäß den Erkenntnissen der jeweiligen Zeit wurden Archivmagazine, Benutzungs- und Arbeitsräume errichtet. Seit Mitte der 1880er Jahre, also seit dem Neubau in Münster, wurde das Magazingebäude für die Archivalien („Aktenhaus“) vom Verwaltungsgebäude aus Feuerschutzgründen zumeist getrennt – mit einem räumlichen Abstand und Verbindungsbrücken. Dabei wurde das Magazin vielfach in weit schlichteren Formen erbaut als das repräsentative Hauptgebäude. Solche funktional-baulichen Trennungen findet man auch heute noch, aber keineswegs mehr überall, denkt man an die neueren Archivbauten in Schleswig (1991), Leipzig (1994), Hamburg (1998), Magdeburg (2011), Wien (2001) oder beim Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (2010). Grund dafür ist zum einen, dass vielfach ursprünglich für andere Zwecke errichtete Gebäude für Archivzwecke umgebaut werden, zum anderen aber auch verbesserte technische Möglichkeiten und eine andere funktionale Zuordnung. Weitgehend oder ganz fensterlose Blöcke, wie sie heute den Magazinbau dominieren, errichtete man im 19. und frühen 20. Jahrhundert noch nicht. Im Gegenteil, aus Angst vor von elektrischem Licht ausgelösten Bränden baute man die festen Archivregale oft so

Angst vor
elektrischem Licht

Archivbau und
Feuerschutz

Zentrales
Thema: Statik

ein, dass das Licht aus den großen und zahlreichen Fenstern zwischen die Gänge fiel und eine künstliche Beleuchtung daher nicht erforderlich war. Bei der Sanierung solcher Altbauten stellen gerade die ursprünglich nur einfach verglasten Fenster eine besondere Herausforderung dar. Auch für die Statik, für Archivbauten immer ein zentrales Thema, fand das 19. Jahrhundert andere Lösungen als die heute üblichen bewehrten Betondecken mit Rollregalanlagen. Um die erheblichen Lasten abzufangen, baute man im Archiv- wie Bibliotheksbau nach dem sogenannten Magazinsystem selbsttragende Regalkonstruktionen, die die Last über die Regalbretter und Regelstreben in den Boden bzw. auf Stahlträger ableiteten. Heute erschweren solche Konstruktionen eine effiziente Raumnutzung für Fahrregale oder machen sie unmöglich. In Dahlem finden sich solche Konstruktionen nicht nur im Archivmagazin, sondern auch in der Dienstbibliothek. Dagegen fand auch damals schon der Grundsatz Anwendung, dass die Regalhöhen auch die Griffhöhen sein sollten, um die Nutzung von Hilfsmitteln zu minimieren. Dies reduzierte zumeist auch die Raumhöhe, so dass die Magazinbauten häufig andere Geschosshöhen aufweisen als die Verwaltungsgebäude. Die Herstellung eines stabilen Magazinklimas, unerlässlich für die dauerhafte Aufbewahrung des sensiblen Papiers, war ebenfalls von Anfang an ein Thema, das aber erst durch die sich entwickelnde Fachdiskussion in den Mittelpunkt rückte und heute die grundlegendste Anforderung beim Archivbau überhaupt ist.

Die bauliche Hülle, aber auch die innere Raumaufteilung und die Einrichtung haben erhebliche Auswirkungen auf die Aufgabenerledigung und die Arbeitsorganisation von Archiven. Viele Funktionsräume, wie wir sie heute in Archiven benötigen, finden sich bereits in den früheren Archivbauten. Dazu gehören neben den Magazinen Benutzer- oder Forschungssäle und Repertorienzimmer ebenso wie magazinnahe Räume für die Aktenreinigung und -vorbereitung, damals als Pack- und Ordnungsräume bezeichnet. Ein Raum für die Restaurierung findet sich bereits in dem 1908 erbauten Magdeburger Archivgebäude, unter dem schönen Titel ‚Zapponierraum‘. In Dahlem waren sowohl Buchbinderwerkstatt wie Zapponierraum (im Dachgeschoss) vorgesehen, aber diese Räume genügen natürlich in keiner Weise mehr den heutigen Anforderungen an die Restaurierungs- und Konservierungswerkstätten der Archive. Bis heute befinden sich diese im Geheimen Staatsarchiv beengt im Dachgeschoss, was Arbeitsabläufe hemmt und Brandschutzprobleme verursacht. Die Möglichkeit, Archivalien zu ihrem Schutz zu verfilmen, kam bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf; für den Neubau in Dahlem war ursprünglich bereits eine ‚Photographische Werkstatt‘ geplant, die zunächst den kriegsbedingten Sparmaßnahmen der Bauzeit zum Opfer fiel, dann aber bald nachgerüstet wurde. Aber natür-

Magdeburger
Zapponierraum

>>>

lich sind die Anforderungen, die wir heute an die Bildstelle bzw. an die in jedem Archiv selbstverständlich zu findenden Funktionsräume an die Digitalisierung stellen, ebenfalls seither stark gestiegen. Auch an die Öffentlichkeit und die Präsentation von Archivalien für die Nutzung dachte man bereits vor 100 Jahren. Das Dahlemer Archivgebäude verfügte bereits über einen Ausstellungsraum, der sich jedoch im Magazingebäude befand, was aus Bestandsschutzgründen heute nicht mehr für eine gute Lösung gehalten wird. Beleuchtung und Beheizung des Magazins waren in den ursprünglichen Bauplänen vorgesehen, fielen dann aber den Einsparungen zum Opfer. Dies reduzierte zumindest die Feuergefahr; beides wurde später nachgerüstet. Größeren Stellenwert als heute räumte man dagegen dem Personal ein. Häufig verfügten die Archive über Dienstwohnungen für leitende Beamte oder für den Hausmeister. In Dahlem wurden hierzu – mit der Direktorenvilla Wohn- und Repräsentationsort für den Generaldirektor der preußischen Staatsarchive auf der Nordseite des Grundstückes und mit dem sogenannten Beamtenwohnhaus auf der Südseite – eigene Gebäude errichtet, auch dies aus Feuerenschutzgründen mit Abstand zum Magazin..

Das Dahlemer Archivgebäude wird – trotz aller Verwerfungen des 20. Jahrhunderts mit Kriegsschäden, Auslagerungen, dem Ende Preußens und den Folgen der deutschen Teilung – seit nunmehr 100 Jahren ununterbrochen genutzt, mit einer allerdings bedeutenden Ausnahme: Der größere Teil des Magazingebäudes, also das Herzstück des Archivs, wurde nach Kriegszerstörung und Wiederaufbau um 1970 einer anderen Einrichtung zugeordnet und steht dem Archiv daher nicht zur Verfügung. Da auch die ursprünglich vorgesehene Erweiterungsfläche des Archivs nach Osten – Erweiterungsfläche dachte man bei der Planung Anfang des 20. Jahrhunderts bereits mit – im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts mit Bauten der Freien Universität überbaut wurde, konnte das Archiv seine 1993 aus Merseburg (wo sie aufgrund der deutschen Teilung nach 1945 bis 1993 verwahrt wurden) zurückgeführten Archivalien nicht im Dahlemer Stammhaus unterbringen, sondern musste auf Außenmagazine im Westhafen ausweichen. Dies ist ein unhaltbarer Zustand, der bis heute andauert und noch einer Lösung harrt. Die Unterbringung aller Archivalien des Geheimen Staatsarchivs am Standort Dahlem in einer archivgerechten baulichen Lösung, die auch den gegenwärtigen Herausforderungen von Klimawandel und Energiekrise Rechnung trägt, bleibt ein primäres Ziel des Archivs.

Archiv ohne
Erweiterungsfläche

Aber auch sonst bringt die 100jährige durchgängige Nutzung eines Gebäudes ohne grundlegende Sanierung und Erweiterung zahlreiche Probleme mit sich. Ganz abgesehen von den tagtäglich auftretenden baulichen Problemen und der fehlenden Barrierefrei-



heit hat sich auch der Raumbedarf eines Archivs mit dem allgemeinen Funktionswandel der Rolle der Archive geändert und erweitert. Dies macht sich insbesondere in dem eklatanten Platzmangel in Magazin und Werkstätten bemerkbar, aber auch im Fehlen von Räumen für Auszubildende, Praktikant*innen, Ehrenamtliche, Gastwissenschaftler*innen oder externe Dienstleister*innen. Die im Neubau 1924 vorgesehenen Räume für Volontäre und ein Hörsaal für das Institut für Archivwissenschaften (IfA), der ersten Ausbildungsstätte für Archivare, sind längst anderen noch vordringlicheren Nutzungen zugeführt worden. Weiteres kommt hinzu: auch wenn das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz die Bezeichnung ‚Geheim‘ immer noch im Namen trägt, versteht es sich heute nicht nur als ein öffentliches Archiv, sondern auch als ein offenes Haus. Zwar steht in Archiven anders als bei vielen Bibliotheken bis heute die Nutzung im Mittelpunkt, nicht der reine Aufenthalt, dennoch müssen auch Archive heute mehr bieten als einen großen Forschungsaal. Trotz

Neue
Anforderungen

>>>



oder gerade wegen der auch digitalen Nutzungsmöglichkeiten sind Gruppenarbeitsräume, Co-working-Stationen und Loungebereiche das Gebot der Stunde. Hier verfügt das Dahlemer Haus leider nur über sehr begrenzte Möglichkeiten, die schon lange nicht mehr ausreichen. Das dreiflügelige schlossähnliche Haupthaus mit seiner Herrschaftsarchitektur und dem steinernen Schriftzug ‚Preußisches Geheimes Staatsarchiv‘ beeindruckt bis heute, aber lädt es auch ein? Auf den ersten Blick eher nicht. Aber aus diesem Spannungsfeld lässt sich auch etwas machen: Die Bezeichnung ‚Geheim‘ macht oft neugierig und bietet einen ersten Zugang im Gespräch. Gravierender ist der Mangel an Räumen für die Öffentlichkeitsarbeit und für den Aufenthalt der Benutzer*innen, der Besucher*innen oder für öffentliche Veranstaltungen jenseits der reinen Benutzung. Während in modernen Archiv- und Bibliotheksbauten zunehmend ein dritter Funktionsbereich für Öffentlichkeitsarbeit und Veranstaltungen ausgestaltet wird, muss das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz mit schwierigen Zwischenlösungen wie einer kleinen Sitzecke neben den Garderobenschränken oder Ausstellungsvitrinen in Fluren leben.

Beeindruckend,
aber auch
einladend?

Anforderungsgerecht ist das nicht, aber auch nicht alternativlos. Wie der bis 2011 erfolgte Umbau des 1912–1915 entstandenen Altbaus des Hauptstaatsarchivs Dresden, verbunden mit einem Erweiterungsbau und der gläsernen Überdachung eines Innenhofes zeigt, lässt sich mit Phantasie und Gestaltungswillen ein historischer Altbau auch auf begrenztem innerstädtischen Areal in ein modernen Ansprüchen genügendes Archiv verwandeln, das nach innen und außen den Funktionswandel der Archive verdeutlicht. Ein solcher Weg ist auch für das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in seinem historischen Gebäudeensemble denkbar; entsprechende Visionen und teilweise auch konkrete Bauplanungen gibt es bereits. Bis zu einer Umsetzung aber braucht es viel Geduld, Hartnäckigkeit und Überzeugungskraft; Eigenschaften, die Archivar*innen vielfach durchaus auszeichnen. Hoffen wir also, dass auch dem Geheime Staatsarchiv als Teil der Stiftung Preußischer Kulturbesitz mit seinem schönen Gebäude eine solche Zukunft beschieden ist.

Über die Autorin:
Prof. Dr. Ulrike
Höroidt ist
Direktorin
des Geheimen
Staatsarchivs
Preußischer
Kulturbesitz.



Ernst Posner, Der Neubau des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem, in: *Archivalische Zeitschrift* 35, 1925, S. 23-39.

Archive unter Dach und Fach. Bau – Logistik – Wirtschaftlichkeit. 80. Archivtag in Dresden, hrsg. vom VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare, Bd. 15, Fulda 2011.

Katja Leiskau, Architekturstudien und Geschichte der staatlichen Archivzweckbauten in Deutschland 1871–1945, Marburg 2008.

EINBLICKE

Diese Rubik gewährt Einblicke in Projekte und Entdeckungen der Jahre 2022 und 2023. Wir erfahren etwas über die Vorzüge des neuen Archivinformationssystems, das am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eingeführt wird, aber auch, was sich hinter dem geheimnisvollen Kürzel GND verbirgt. Wir gehen einem nautischen Tagebuch aus dem 17. Jahrhundert auf den Grund, enthüllen die Königstitulatur von 1772, erkunden Patente von Musikinstrumenten und erfahren Neues aus dem Bereich des Bestandserhalts. Die Einblicke spiegeln so die Bandbreite archiver Aufgaben und Überlieferungen.



Auf dem Weg zum digitalen Forschungssaal

Neue digitale Dienste für die Archivarbeit und für die Archivbenutzung

Silke Jagodzinski, Sven Kriese

Die Digitalisierung im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz begann in den 1990er Jahren. Damals wurde eine erste Datenbank eingeführt, um Archivgut zu beschreiben und um gezielt danach suchen zu können. Die Datenbank setzte die Tradition der Archiv-Findmittel fort, wie sie sich im 19. Jahrhundert entwickelt hatten: Wurden in frühneuzeitlichen Archiven nur kurze Beschreibungen von Archivadokumenten in Journalen erstellt, folgten im 19. Jahrhundert Findhilfsmittel in Form von Findbüchern und Karteikarten, die systematische und formalisierte Archivgutbeschreibungen enthielten. Mit der Einführung von Archivdatenbanken Ende des 20. Jahrhunderts konnten diese beschreibenden Daten – zum Beispiel Aktentitel, Signaturen, Stichworte, Entstehungszeiten oder Namen – maschinell durchsucht werden.

Die zweite Generation der Archivdatenbank, verbunden mit einer Benutzeroberfläche und Exportfunktionen, ist als Archivsoftware seit langem zum alltäglichen Arbeitsmittel der Archivar*innen geworden. Vor etwa 10 Jahren wurden die Vorteile der datenbankgestützten Recherche mit Einführung der Online-Archivdatenbank auch an breite Nutzerkreise des Geheimen Staatsarchivs weitergegeben. Auszüge aus der Archivsoftware wurden exportiert und

sukzessive frei für die Online-Recherche im Internet bereitgestellt sowie an digitale Archiv- und Kulturportale weitergegeben. Somit können Benutzer*innen den Archivbesuch durch Recherchen weitgehend selbstständig vorbereiten. Die Bestellung von Archivgut musste jedoch weiterhin mit einer Kontaktanfrage an das Geheime Staatsarchiv erfolgen.

Etwa zeitgleich mit der Online-Recherche für Benutzer*innen begann im Geheimen Staatsarchiv die Digitalisierung von Archivgut. Als Benutzerservice der Reproduktion von Archivalien löste die Digitalisierung die analoge Reprographie ab. Die Bereitstellung von digitalisiertem Archivgut im Internet erfolgt zusammen mit der Beschreibung des Archivguts in der Online-Archivdatenbank.

Nun, wieder ca. 15 Jahre später, nimmt das Geheime Staatsarchiv die nächste Etappe auf dem Weg zum digitalen Forschungssaal. Mit einem neuen und modernen Archivinformationssystem (AFIS) werden weitere Arbeitsbereiche im Archiv digitalisiert. In der schnelllebigen digitalen Welt sind fünfzehn Jahre Softwarebetrieb eine Ewigkeit. Neue Systeme mit neuen Funktionen ermöglichen einen besseren und schnelleren Service für Archivar*innen und Benutzer*innen.

Alltägliches
Arbeitsmittel
Archivdatenbank

Nächste Etappe

>>>

Umfassendes
Informations-
angebot

Wie bisher werden im AFIS weiterhin die Informationen zum Archivgut wie Aktentitel, Laufzeiten und Archivsignaturen durch die Archivar*innen erfasst, Bestände und Sammlungen werden geordnet und beschrieben. Zusätzlich fügen nun die Kolleg*innen aus der Bestandserhaltung Informationen zum Erhaltungszustand oder zu den geplanten oder erfolgten Restaurierungsarbeiten an. Die Digitalisierungswerkstatt verbindet digitalisierte Archivalien mit der Archivsignatur, und der Magazindienst vermerkt, wenn bestelltes Archivgut ausgehoben und wieder zurückgebracht wird.

Somit entstehen viele Vorteile für die täglichen internen Arbeiten. Für alle Bearbeiter*innen wird sofort sichtbar, ob das Archivgut im Original benutzbar ist bzw. bereits als Mikrofilm oder in digitalisierter Form vorliegt. Auch ob eine Akte oder Urkunde ausgeliehen ist oder im Magazin auf eine Benutzung wartet, kann schnell ermittelt werden. Damit wird die archivfachliche Beratung, Erschließung und Bereitstellung schneller und gezielter erfolgen.

Für Benutzer*innen des Archivs ändert sich der Zugang zum Archivgut des Geheimen Staatsarchivs an vielen Punkten und entwickelt sich weiter zum digitalen Forschungssaal. So gibt es, neben der öffentlichen ‚Archivsuche‘, einen Zugang mit einer persönlichen Anmeldung. Im personalisierten Bereich können Benutzer*innen Merklisten mit Archivgut befüllen und recherchiertes Archivgut für die Benutzung im Lesesaal oder kostenpflichtig als Digitalisat bestellen. Für die weitere Arbeit im Archiv können Sucheinstellungen

gespeichert, Kontaktdaten hinterlegt und Arbeitsplätze im Forschungssaal reserviert werden.

Für jede Akte, Urkunde, Karte und für jedes andere Archivobjekt werden die verfügbaren Erschließungsinformationen ausführlich angezeigt. Ebenso werden etwaige Einschränkungen für die Benutzung, wie rechtliche oder konservatorische Beschränkungen, eingeblendet. Auch ist sichtbar, ob sich das Archivgut gerade in der Benutzung befindet oder ob es sofort ausgeliehen werden kann. Wenn Verzögerungen in der Bereitstellung für die Benutzung im Lesesaal entstehen, werden Benutzer*innen per E-Mail vom Archiv über die hinterlegten Kontaktdaten informiert.

Die Archivbestände des Geheimen Staatsarchivs werden im neuen Nutzungsbereich parallel zu den Beständen des Zentralarchivs der Staatlichen Museen zu Berlin unter dem Dach der Stiftung Preussischer Kulturbesitz präsentiert. Der Nutzerbereich, die Bestellung von Archivgut und die Nutzung in den Forschungssälen sind in beiden Archiven weiterhin getrennt, jedoch kann die Recherche nach Archivgut übergreifend über beide Archive erfolgen.

Für den digitalen Forschungssaal ist die Einführung des neuen AFIS ein wichtiger Meilenstein, der Weg ist jedoch noch nicht beendet. Im Jubiläumsjahr 2024 verfolgt das Geheime Staatsarchiv die Entwicklung zum digitalisierten Archiv in allen Arbeitsbereichen weiter.

Über die Autorin:
Silke Jagodzinski
ist Leiterin des
Referats Digitale
Dienste und IT im
Geheimen Staats-
archiv Preussischer
Kulturbesitz.

Über den Autor:
Sven Kriese ist
Leiter der Abtei-
lung Zentrale
Dienste im
Geheimen Staats-
archiv Preussischer
Kulturbesitz.



Von Anarchie zum Semantic Web

Aufbau einer GND-Agentur für Archive
in Berlin-Brandenburg

Gudrun Hoinkis

Stellen Sie sich vor, Sie suchen in der Archivdatenbank Archivalien über den Alten Fritz. Ist es für Sie – als lateinaffiner Benutzer – dann vielleicht aussichtsreicher, in das Suchfeld anstatt Alter Fritz Fridericus Rex oder Friedrich der Große, einzugeben? Falls Sie aus Frankreich kommen, würden Sie vielleicht eher mit Frédéric le Grand suchen, und wenn Sie aus Polen kommen, mit Fryderyk Wielki. Alle diese Bezeichnungen zielen letztlich auf dieselbe Person: König Friedrich II. von Preußen (1712–1786). Aber mit welcher Eingabe bekommen Sie die meisten Suchergebnisse angezeigt?

Für diese Problematik gibt es eine Lösung – Normdaten. Normdaten sind strukturierte Datensätze. Es gibt sie für Personen, Geografika, Sachbegriffe, Körperschaften, Kongresse und Werke. Sie vereinfachen die Identifikation und die Zuordnung beispielsweise einer Person. Die ersten Normdaten wurden bereits im Jahr 1976 von Bibliotheken entwickelt. Im Vergleich zu Bibliotheken werden Normdaten in Archiven dagegen noch nicht standardmäßig genutzt. Im Geheimen Staatsarchiv und auch in anderen Archiven ergeben sich aus der Uneinheitlichkeit der Datenansetzung, die weder mit standardisierten Knotenpunkten noch mit kontrolliertem Vokabular in die Datenbanken eingegeben wurden, daher Probleme für Auffindbarkeit, Nutzung und Sichtbarkeit.

Normdatensätze werden nach einem international anerkannten bibliothekarischen Regelwerk angelegt, das Pflichtfelder und Felder für Individualisierungsmerkmale vorgibt, die zur Beschreibung eingegeben werden müssen. Jeder Satz hat eine eindeutige und unveränderliche Identifikationsnummer, die eine präzise Referenzierbarkeit ermöglicht, und enthält wissenschaftlich geprüfte Informationen. Die Normdatensätze werden in dem international anerkannten und kompatiblen Format MARC21 angelegt und sind den Regeln des Resource Description Framework entsprechend ausspielbar – die logischen Bezüge innerhalb der Datensätze werden dann in einfachen Aussagen: Subjekt, Prädikat, Objekt modelliert. Diese Triplestruktur beispielsweise Friedrich II, König, Preußen – Bauherr – Schloß Sanssouci (Potsdam) ist die Basis des Semantic Web.

So enthält ein neuer Personennormdatensatz als Pflichtfeld beispielsweise eine ID, einen bevorzugten Namen (also eine definierte und standardisierte Hauptschreibweise), aber auch alle bekannten Namensvarianten, einen Hinweis, aus welcher Quelle der Name stammt und weiteren Individualisierungsmerkmalen wie die Lebensdaten, geografische Bezugsorte, den Beruf und weitere definierte Informationen. Zusammengefasst werden die Normdaten in der GND – der Gemeinsamen

Was sind
Normdaten?



Triplestruktur:
Friedrich II,
König, Preußen
Bauherr
Schloß Sanssouci

>>>



Darstellung der Triplestruktur für den Normdatensatz Friedrich II., Preußen, König aus dem GND-Explorer
Bild: © GND-Explorer

Normdatei. Die GND wird von der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) koordiniert, die redaktionelle Betreuung liegt bei den jeweiligen Bibliotheks-Verbänden. Die Bearbeitung und Pflege der Normdaten erfolgt durch die Bibliotheken des deutschsprachigen Raums kooperativ.

In den Archiven ist in den letzten Jahren die Erkenntnis gereift, dass das Potenzial für die Anwendung von Normdaten als Instrument der archivischen Erschließung hoch einzuschätzen ist. Es stellt sich die Frage: Wer gibt Normdaten für die Archive in die GND ein? Bisher fehlt den Archiven die hierzu benötigte Infrastruktur. Das Geheime Staatsarchiv hat sich daher entschieden, einen Teil der benötigten Infrastruktur selbst aufzubauen und auch für Andere anzubieten.

Die GND-Agentur, die von der Dienstbibliothek des Geheimen Staatsarchivs aufgebaut wird, richtet sich an Archive in Berlin und Brandenburg. Dabei sollen die Archive in einem ersten Schritt in die Lage versetzt werden, das Vorhandensein existierender Normdaten zu prüfen und die Normdatenrelevanz potenzieller Einträge zu beurteilen; im zweiten Schritt dann, eigene Normdaten anzulegen. Die Redaktion und Qualitätssicherung für neuangelegte

Daten wird von der Bibliothek des Geheimen Staatsarchivs koordiniert. Die so entstehenden neuen Normdatensätze können dann international genutzt werden.

In der praktischen Anwendung müsste bei der Verzeichnung einer Akte, die sich inhaltlich mit Friedrich dem Großen beschäftigt, in einem festgelegten Indexfeld der Archivdatenbank die GND-ID des entsprechenden Normdatensatzes eingetragen werden. In der Folge können Sie mit jeder beliebigen Namensform nach Friedrich dem Großen suchen und würden immer dieselbe Treffermenge erhalten – nämlich den Hinweis auf insgesamt 316 Archivalien. Ohne die Verwendung von Normdaten, erhalten Sie zu verschiedenen Namensvarianten Friedrich des Großen unterschiedliche Ergebnisse:

Der alte Fritz	19
Fridericus Rex	37
Friedrich der Große	253
Frederic le Grand	7
Fryderyk Wielki	0



GND-Agentur
am Geheimen
Staatsarchiv

Über die Autorin:
Gudrun Hoinkis
Dipl.Bibl., M.Sc.
ist Leiterin der
Dienstbibliothek
des Geheimen
Staatsarchivs
Preußischer
Kulturbesitz.



Hoinkis, Gudrun: **Wie kommt die GND (Gemeinsame Normdatei) ins Archiv? : Nutzung der Personennormdaten für die archivische Erschließung / Gudrun Hoinkis.** - Berlin : Verlag BibSpider, 2023. - 112 Seiten. : Illustrationen. ISBN 978-3-946911-13-5

„Wir Friedrich [...] König von Preußen etc.“

Zum 250-jährigen Jubiläum
der Königstitulatur 2022

Jonas Springer

Über 70 Jahre lang durfte sich das Oberhaupt der Hohenzollern in Europa nur König *in* Preußen nennen. Erst das Verhandlungsgeschick Friedrichs des Großen führte zur Titulatur König *von* Preußen. Welche Rolle spielten dabei das Konvokationspatent vom 13. September 1772 und eine Gedenkmedaille des jüdischen Medailleurs Jacob Abraham?

Der 27. September 1772 dürfte den Einwohner*innen Marienburgs [heute Malbork an der Nogat in Polen] spektakulär in Erinnerung geblieben sein: Auf der ehemaligen Ordensburg des Deutschritterordens versammelten sich rund 650 Personen aus der polnischen Elite. Darunter befanden sich Angehörige alteingesessener Adelsfamilien, die Bischöfe von Culm und Ermeland sowie Bürgermeister und Schöffen verschiedener Dörfer und Städte. Sie alle folgten dem Aufruf ihres neuen Herrn König Friedrich II. Diesem hatten sie standesgemäß ihre Ehrerbietung durch Huldigung zu bekunden und sich unter die Herrschaft Preußens zu begeben.

Doch weshalb verfügte Friedrich der Große (1712–1786) eine aufwendige zereemonielle Huldigung in Marienburg? Hier lohnt sich ein Blick in das Konvokationspatent vom 13. September 1772, denn die-

ses formuliert erstmals die Königstitulatur in folgenden Worten: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden, König von Preussen [...]“ (GStA PK, I. HA GR, Rep. 7 B, Nr. 20). Die zunächst unscheinbare Flexion ‚von‘ sollte für nachfolgende Generationen in ganz Europa langfristige Folgen bereithalten. Ab diesem Zeitpunkt entwickelte sich der Begriff ‚Preußen‘ endgültig als feste Bezeichnung für das Staatengebilde von der Ostsee bis ins westliche Rheinland.

Die Geschichte der Königstitulatur beginnt für die Hohenzollern im Jahr 1701. Im Zuge seiner Verhandlungen mit dem habsburgischen Kaiserhaus um eine Standerhöhung gelang es Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg-Preußen (1657–1713), die Königswürde zu erhalten. Am 18. Januar 1701 krönte er sich und seine Frau Sophie Charlotte (1668–1705) eigenmächtig im Königsberger Schloss in Anwesenheit seiner treuergebenen Ritter vom Schwarzen Adlerorden, den Friedrich tags zuvor begründet hatte.

Unter den europäischen Königshäusern erfuhr die Titulatur Friedrichs eine gewisse Belustigung und fehlende Ernsthaftigkeit, da er sich offiziell nur als König *in* Preußen bezeichnen durfte. Dieser Titel ist wohl überlegt worden: Da das von Fried-

Feierliche
Huldigung in
Marienburg

>>>





rich verwaltete Herzogtum Preußen nur den östlichen Bereich des preußischen Territoriums darstellte und der westliche Teil weiterhin dem Königreich Polen unterstand, durfte der Titel König von Preußen nicht verwendet werden, denn ansonsten wären die Interessen Polens fundamental angegriffen worden.

Jedoch änderte sich die politische Großwetterlage in der Regierungszeit von Friedrichs Enkel. In seinem Politischen Testament von 1752 stellte Friedrich der Große bereits erste Überlegungen dazu an, die von Polen kontrollierten preußischen Gebiete unter seiner Herrschaft zusammenzuführen: „Polnisch-Preußen [...] trennt Pommern von Ostpreußen und hindert dieses zu behaupten, erstens wegen der

Stromschanke der Weichsel und zweitens wegen der drohenden russischen Truppenlandung im Danziger Hafen [...]. Ich halte es nicht für angebracht, diese Provinz mit Waffengewalt zu gewinnen [...]. Erwerbungen mit der Feder sind solchen mit dem Schwert allemal vorzuziehen.“ (GStA PK, BPH, Urkunden, III Nr. 128a).

Tatsächlich bewahrheitete sich seine Vorhersage im Kontext der Ersten Polnischen Teilung. Nachdem Zarin Katharina die Große (1729–1796) 1764 im innenpolitisch angeschlagenen Polen intervenierte, entzündete sich in Osteuropa ein machtpolitischer Flächenbrand, den der ‚Alte Fritz‘ und seine Rivalin Maria Theresia (1717–1780) nutzten, um preußische und österreichische Truppen in Polen zu sta-

Der Erwerb
„Polnisch-
Preußens“

tionieren. Da sich die Lage zuspitzte und der König in Preußen keinen offenen Krieg mit Russland und Österreich anstrebte, schickte er seinen Bruder Heinrich im Winter 1770 zu Verhandlungen an den Hof der Zarin. Zustande kam am 15. Januar 1772 der Vertrag von Sankt Petersburg, der ein Mächtegleichgewicht zwischen den drei Staaten auf Kosten polnischen Territoriums zu erzeugen suchte.

Friedrich erhielt dadurch das von ihm begehrte ‚Polnisch-Preußen‘, welches die Wojewodschaft Marienburg, die Bistümer Culm und Ermland, Pomerellen, den Netzedistrikt sowie die Stadt und das Gebiet Elbing umfasste. Mit dem Erwerb der neuen Territorien ergriff Friedrich die Chance, die Königstitulatur entsprechend anzupassen. Sechs Monate nach Vertragsschluss ließ er das Konvokationspatent von seinem Hofbuchdrucker Georg Jacob Decker anfertigen und verfügte seinen Beamten, das Schriftstück mit dem Huldigungstermin den ehemals polnischen geistlichen und weltlichen Ständen zu übermitteln. Von da an bezeichnete sich der Monarch selbstbewusst als König *von* Preußen.

Im Vorfeld der Huldigung beauftragte Friedrich seine beiden Staatsmänner und engen Vertrauten im Departement für auswärtige Angelegenheiten, Karl Wilhelm von Finckenstein (1714–1800) und Ewald Friedrich von Hertzberg (1725–1795), mit dem Entwurf für eine Gedenkmedaille anlässlich der territorialen Erwerbungen. Eine Skizze zu Aussehen und Form befindet sich heute im Bestand GStA PK, I. HA GR, Rep. 7 B, Nr. 20. Der Monarch bekundete

in einer kurzen Notiz seine große Freude am Entwurf und verfügte, diese durch den Intendanten seiner Münze anfertigen zu lassen. Gemeint war damit der jüdische Medailleur Jacob Abraham (1723–1800), der seit 1752 in der Alten Berliner Münzstätte arbeitete.

Die Medaille zeigt auf der Vorderseite ein belorbeertes Brustbild Friedrichs des Großen nach rechts mit Harnisch und Überwurf gemäß einem römischen Imperator. Auf der Rückseite übergibt die personifizierte Landesgöttin von Pomerellen dem König eine Karte, auf welcher die neuerworbenen Gebiete eingezeichnet sind. Im Bestand GStA PK, VIII. HA, D 2 Medaillensammlung Harald Boldt ist ein Exemplar der Medaille archiviert, die am Tag der Huldigung den Anwesenden in Marienburg ausgegeben wurde. Erfreulicherweise ist es in diesem Fall sogar möglich, das preußische Verwaltungsschriftgut mit einem musealen Objekt zu verknüpfen: Das Münzkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin hat die Medaille in ihrem Online-Katalog verzeichnet. So ist es möglich, den Entwicklungsprozess vom Entwurf hin zum ausgefertigten Produkt nachvollziehen zu können.

Eine Medaille zur ewigen Erinnerung

Über den Autor:
Dr. Jonas Springer
ist Referendar am
Geheimen Staatsarchiv
Preußischer Kulturbesitz.





Archivalien – bedeckt vom Staub der Jahrhunderte
Bild: © GStA PK/Ingrid Kohl

Archivgut in sogenannte Schürzen verpackt
Bild: © GStA PK/Ingrid Kohl

Geheimer Rat in neuem Glanz

Zur Trockenreinigung von Archivgut

Ingrid Kohl

Die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz aufbewahrten Repositorien des Geheimen Rates zählen zu den wichtigsten kurbrandenburgischen Zentralüberlieferungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Vor der Verzeichnung steht für zahlreiche Teilbestände des Geheimen Rates eine konservatorische Bearbeitung an, da sie so stark verschmutzt und zum Teil mit Schimmel beaufschlagt sind, dass eine archivische Bearbeitung oder gar Digitalisierung nicht möglich ist (Abb. 1). Die Akten lagen bis dahin nur in sogenannte Schürzen verpackt im Regal (Abb. 2) und waren somit Staub und Lichteinwirkung ausgeliefert.

2022 konnten die Trockenreinigung und die Verpackung von ca. 51 laufenden Metern (lfm) Akten des Geheimer Rates mit Hilfe von Sondermitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien über die Koordinierungsstelle zur Erhaltung des schriftlichen Kulturerbes (KEK) finanziert werden. Die konservatorischen Arbeiten an einer Reihe von Beständen wurden innerhalb eines Rahmenvertrages zur Trockenreinigung und Verpackung von Archivgut mit einem Dienstleister in Leipzig (Fa. Paperminz GmbH) realisiert.

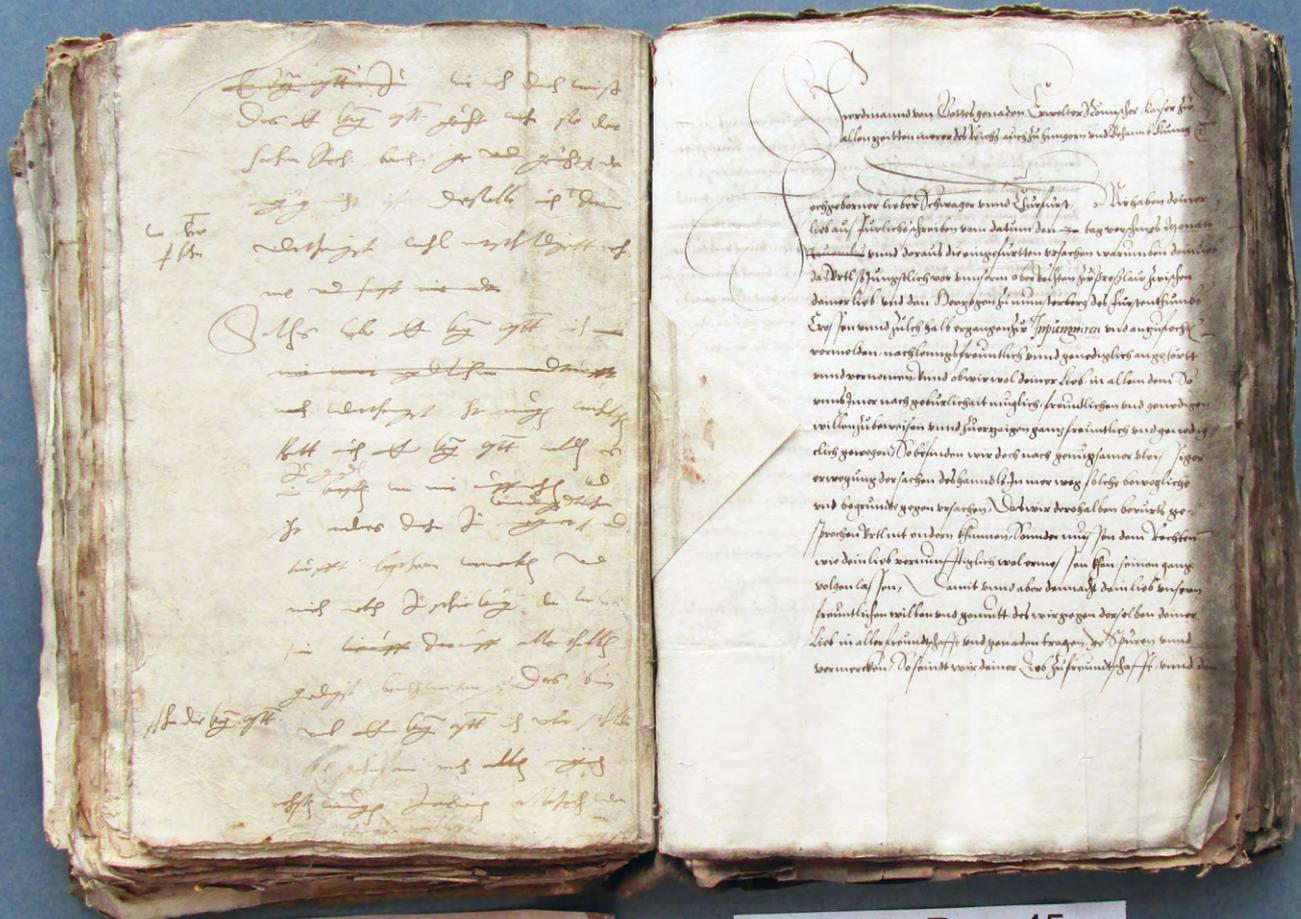
Nach Sichtung des Zustandes der Bestände und Eingruppierung in drei Schadenskategorien erfolgte die mechanische Trockenreinigung mit Hilfe von Sicherheitssaugern und Latexschwämmen beim

Dienstleister. Durch die Reinigung wurden sichtbare Verschmutzungen deutlich reduziert und mikrobiologische Kontaminationen auf ein gesundheitlich unbedenkliches Grundmaß gemindert (Abb. 3–6). Im Anschluss wurden die Akten in Jurismappen und Archivkartons verpackt, die der ISO Norm 16245 entsprechen. Hierbei werden Materialien eingesetzt, die chemisch langzeitstabil sind und die Archivalien somit optimal vor Staub, Licht, Klimaschwankungen und Umwelteinflüssen schützen (Abb. 7–8).

Auch 2023 wurde für ca. 70 lfm aus den Beständen des Geheimen Rates bei der KEK eine Förderung der Reinigung und Verpackung beantragt und genehmigt.



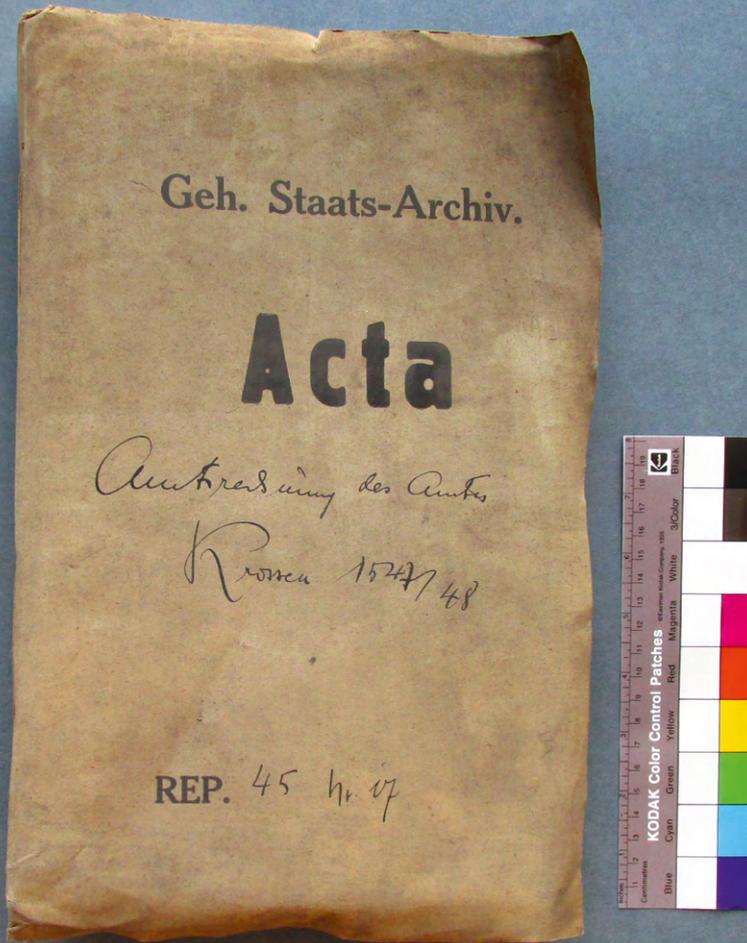
Über die Autorin:
Ingrid Kohl ist Referatsleiterin am Geheim Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz.



AUS T 38
 I/45 Nr. 1
 SCHIMMELVERDACHT

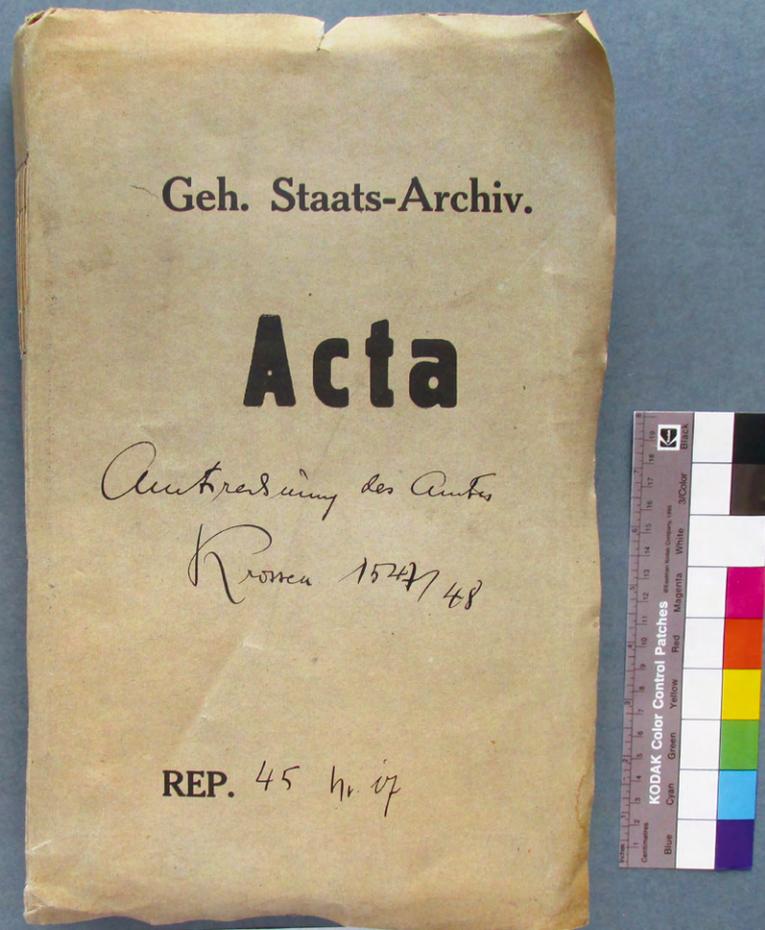
I. HA GR, Rep. 45

SK 3 vor TR



I. HA GR, Rep. 45

SK 2 vor TR



I. HA GR, Rep. 45

SK 2 nach TR



Das längste Schriftzeugnis in einem deutschen Archiv

Eine 711 Jahre alte Pergamenturkunde wird ausgerollt

Elisabeth Heigl

Am Nachmittag des 14. April 2023 hielt der Historiker Patryk Maćkowiak, Doktorand am Lehrstuhl für Geschichte des Mittelalters an der Adam-Mickiewicz-Universität Posen, einen Vortrag über ein besonderes Schriftstück, das er kennt wie kein Zweites. Dabei handelt es sich um eine 25-Meter lange Pergamentrolle, welche die Restauratorinnen des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz zu diesem Anlass im Forschungssaal des Archivs ausrollten.

Patryk Maćkowiak wurde im Rahmen des Internationalen Forschungsstipendiums der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Ende des letzten Jahres für ein Doktorandenstipendium am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz ausgewählt. Er bereitet hier seine Dissertation vor, in der er sich ausführlich mit dem Inquisitionsprozess der Kurie gegen den Deutschen Orden im Jahr 1310 beschäftigt wird: Das historische Territorium Livland (nahezu identisch mit den heutigen Staaten Lettland und Estland) war im Spätmittelalter ein Konglomerat von unterschiedlichen Landesherrschaften: des Deutschen Ordens, des Erzbischofs von Riga, der Bischöfe von Dorpat, Ösel und Kurland sowie des Königs von Dänemark.

Ende des 13. Jahrhunderts kam es in diesem politischen Gebilde zu Spannungen zwischen den verschiedenen Akteuren, insbesondere zwischen dem Erzbischof von Riga und dem Deutschen Orden, die jeweils die Hegemonie in Livland anstrebten. Der Konflikt kulminierte in Klagen des Rigaer Erzbischofs, der Stadt Riga und des Bischofs von Ösel beim Papst in Avignon. Stadt und Bischöfe warfen dem Deutschen Orden schwere Vergehen vor. In insgesamt 230 Klagepunkten wurde dem Deutschen Orden unter anderem vorgeworfen, im Jahr 1308 in Danzig ein großes Massaker verübt zu haben.

„Diese schwerwiegenden Anschuldigungen“, erläuterte Maćkowiak, „wurden später in eine Bulle des Papstes Clemens V. (zwischen 1250/1264–1314) aufgenommen, der im Jahr 1310 Richter ernannte, um den Fall zu untersuchen.“ Der so angestoßene Inquisitionsprozess stellte eine ernsthafte Bedrohung für den Deutschen Orden dar; immerhin wurde zur etwa gleichen Zeit der Templerorden wegen eines ähnlichen Prozesses aufgelöst.

Im Falle des Deutschen Ordens entsandte die Kurie mit Franciscus de Moliano einen Inquisitor nach Riga, der dort im Jahr 1312 die Klagen der Ordensgegner auf

Inquisitions-
prozess 1310

>>>



24 Zeugen,
grausame
Mordvorwürfe

ihre Rechtmäßigkeit prüfen sollte. „Dazu befragte er die Zeugen, deren Befragungen in diesem Protokoll festgehalten sind,“ so Maćkowiak, während er auf den langen Rotulus vor sich zeigt.

Inhaltlich reichen die überlieferten Aussagen von 24 Zeugen weit in die komplexe und ethnisch vielfältige Geschichte Livlands und berühren unterschiedlichste Themen; von Flussüberschwemmungen bis hin zu grausamen Mordvorwürfen. „Der vorgelegte Zeugenvernehmungsbericht ist ein typisches notarielles Instrument der spätmittelalterlichen Prozessprotokolle nach kanonischem Recht.“ Vom 12. bis in das 14. Jahrhundert war der Rotulus – oder auch Buchrolle – eine durchaus übliche Form „für gerichtliche oder administrative Zwecke.“

Bei dem präsentierten Exemplar handelt es sich trotz der beachtlichen Länge nur um ein Fragment. Erhalten sind insgesamt acht Rollenteile, die aus 34 Pergamentstücken bestehen, die 23–24 Zentimeter breit und unterschiedlich lang sind. Zusammen bilden sie eine unvollständige, von oben nach unten abgewickelte Rolle mit einer Gesamtlänge von etwa 25 Metern. Geschrieben wurde der Bericht über die Zeugenvernehmung von nur einem Schreiber und an jedem Übergang von einem zum nächsten Pergamentstück befinden sich zwei notarielle Zeichen von Notaren, deren Identitäten (noch) unbekannt sind.

So beeindruckend diese Zeugensammlung auch gewesen sein mag und noch heute ist, lässt Maćkowiak die Anwesenden wissen, dass der Deutsche Orden doch nicht verurteilt worden ist: „Nicht nur ein erfolgreicher persönlicher Besuch des Hochmeisters Karl von Trier (1265–1324) am päpstlichen Hof, sondern auch eine Bestechung des Berufungsrichters ermöglichte es dem Deutschen Orden, einer Verurteilung zu entgehen.“

Der Rotulus liegt mittlerweile auch als Digitalisat vor. Dabei erwies sich die Digitalisierung als besonders aufwändig, da die gerollten Häute in vielen einzelnen Abschnitten immer wieder neu befestigt, ausgeleuchtet und fotografiert werden mussten. Die acht Einzelteile der Rolle wurden anschließend einzeln in säurefreies Papier gerollt und gemeinsam in einem säurefreien Karton verstaut.



Über die Autorin:

Dr. Elisabeth Heigl ist Referentin der Direktorin des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz.



Der Rotulus (XX. HA, Perg.-Urkk., L. S. 41, Nr. 7) ist ab sofort auch online verfügbar.

Geniale Erfinderinnen

Ein Projekt zu den Patentakten im Geheimen Staatsarchiv bringt es ans Licht: Neue Musikinstrumente wurden im 19. Jahrhundert auch von großartigen Frauen entwickelt.

Oliver Hoischen

Das ist vielleicht die größte Entdeckung, die Christina Dörfling bisher gemacht hat: dass es nicht nur Männer waren, die in Preußen Musikinstrumente erfanden und zum Patent anmeldeten, sondern auch Frauen. „Es gab auch schon im 19. Jahrhundert großartige Erfinderinnen. Das zu sehen ist wirklich wunderbar“, sagt Dörfling. Seit Herbst vergangenen Jahres forscht sie über Patente zum Musikinstrumentenbau in Preußen, genau gesagt über jene, die im Geheimen Staatsarchiv vorhanden sind – 92 Stück aus den Jahren 1815 bis 1877. Dörfling, eine Musikwissenschaftlerin, prüft dort die Unterlagen, die Beschreibungen und Zeichnungen, die Gutachten der Technischen Deputation für Gewerbe, die Bescheide des Ministeriums. Und hat inzwischen festgestellt: Nicht nur so manches Instrument ist über die Jahre in Vergessenheit geraten, sondern auch so manche Erfinderin, Unternehmerin und Instrumentenbauerin.

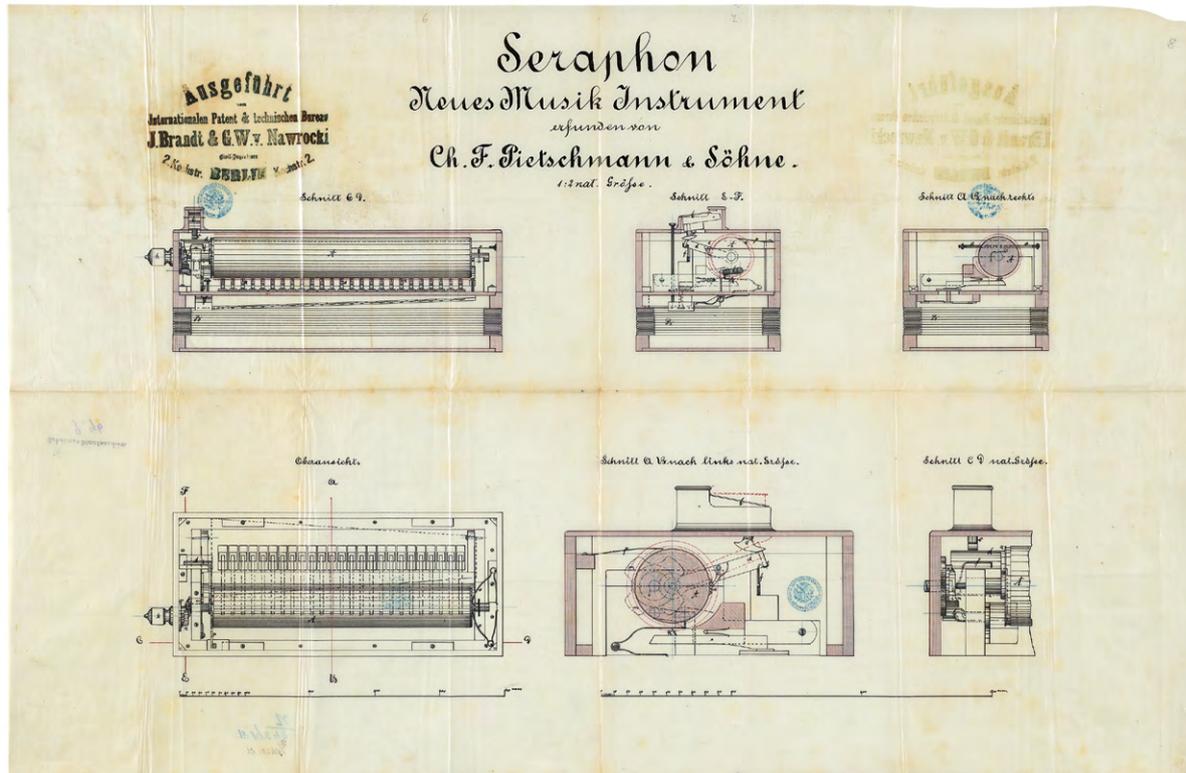
Da ist zum Beispiel Christine Pietschmann, die nach dem Tod ihres Mannes 1866 Inhaberin der Harmonie- und Leierkasten-Fabrik „Ch. F. Pietschmann“ wurde – einer Berliner Firma mit mehr als 150 Arbeitern. 65.000 Akkordeons und Harmoniums verkauften ihre rund 80 Vertriebsmitarbeiter

allein im Jahr 1871, bis nach Übersee, nach Amerika. Immer weiter entwickelten Christine Pietschmann und ihre Söhne Carl und Ferdinand die Instrumente. Einmal schalteten sie Anzeigen in Zeitschriften und Illustrierten, um ein „neu erfundenes, in allen Ländern patentiertes Salon-Musikinstrument mit orgelähnlichen, harmonischen Tönen“ auf den Markt zu bringen, das – man lese und staune – „in einer Stunde zu erlernen und mit nur einem Knopf zu spielen“ sei. Der klingende Name des innovativen Leierkastens: „Seraphon“. Die potentiellen Kunden: musikalisch wenig gebildete Amateure. Am 21.1.1877 erhielten „die Herren Ch. F. Pietschmann und Söhne“ dafür ein dreijähriges Patent. Dass hier eine Frau mit am Werk war, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Christiane Pietschmann taucht mit ihrem Namen in den Akten nicht auf.

Es war die Zeit, in der das aufstrebende Preußen alles daransetzte, um mit anderen Staaten mit zu halten, industriell und technologisch, vor allem mit Großbritannien. Gefragt war der eigenverantwortliche Unternehmer, der kreative Ingenieur. Ihnen gewährte der Staat Schutzrechte – darunter auch für die Erfindung von Musikinstrumenten. Die Patentprüfungen waren

Patente
für Preußen

>>>



Von der
Dampfmaschine bis
zur Nähmaschine

aufwendig, zuständig war die Technische Deputation für Gewerbe in der Berliner Klosterstraße. Zwischen Patentbefürwortern und Patentgegnern ging es hin und her, jahrelang wurde debattiert: Wie streng darf ein Patent sein, damit es den Gewerbetreibenden nicht drosselt, sondern anregt? Mit dem deutschen Patentgesetz 1877 wurde der Streit entschieden. Die Patentbefürworter hatten gewonnen.

Niemand kann das besser erklären als Christiane Brandt-Salloum, Archivarin am Geheimen Staatsarchiv. Vor einigen Jahren hat sie in der Kunstbibliothek am Kulturforum eine große Ausstellung organisiert, zu den Anfängen Preußens als Industriestaat. „Ein wohl definierter Patentschutz kann den Aufschwung der Wirtschaft

beflügeln“, sagt Brandt-Salloum. Patentierte wurden verbesserte Dampfmaschinen und Eisenbahnen, aber auch medizinische Geräte oder so banale Dinge wie Nähmaschinen. Immerhin rund 2,4 Prozent der überlieferten Patentschriften beziehen sich auf Musikinstrumente. Die Nachfrage danach stieg ständig. Denn musiziert wurde längst nicht mehr nur beim Militär, in Kirchen und am Hofe, sondern vor allen in bürgerlichen Haushalten. Der gebildete Bürger machte Hausmusik, am liebsten mit Klavier oder Violine.

Die Prüfverfahren für die Patente aber waren streng. „Das führte dazu, dass den meisten Patentgesuchen nicht stattgegeben wurde“, sagt Brandt-Salloum. Als Beispiel nennt sie den Fall Friederike Kummer,



– Die historische Werbeanzeige zum Seraphon von 1877 vermittelt einen Eindruck, wie das im Patent beschriebene Instrument baulich tatsächlich realisiert wurde.

einer tüchtigen Geschäftsfrau, die gemeinsam mit ihrem Vater, einem Walzensetzer, eine Walzenorgel erfunden hatte. Gedacht hatten die beiden das Instrument vor allem für arme Kirchengemeinden auf dem Land, die sich keinen Organisten leisten konnten. Einen ersten Antrag lehnte das Department für Handel und Gewerbe lapidar und ohne Prüfung ab. Als der Vater dann starb, erneuerte Friederike Kummer das Patentgesuch, reichte auch eine genaue Beschreibung ein – allerdings wieder ohne Erfolg, schließlich, so wurde ihr beschieden, sei ihre Erfindung weder „neu“ noch „eigentümlich“, zwei wichtige Kriterien für die Patentfähigkeit. Friederike Kummer aber ließ sich nicht unterkriegen: Als sie auf dem vorgegebenen Verwaltungsweg nicht weiterkam, wandte sie sich an den Kul-

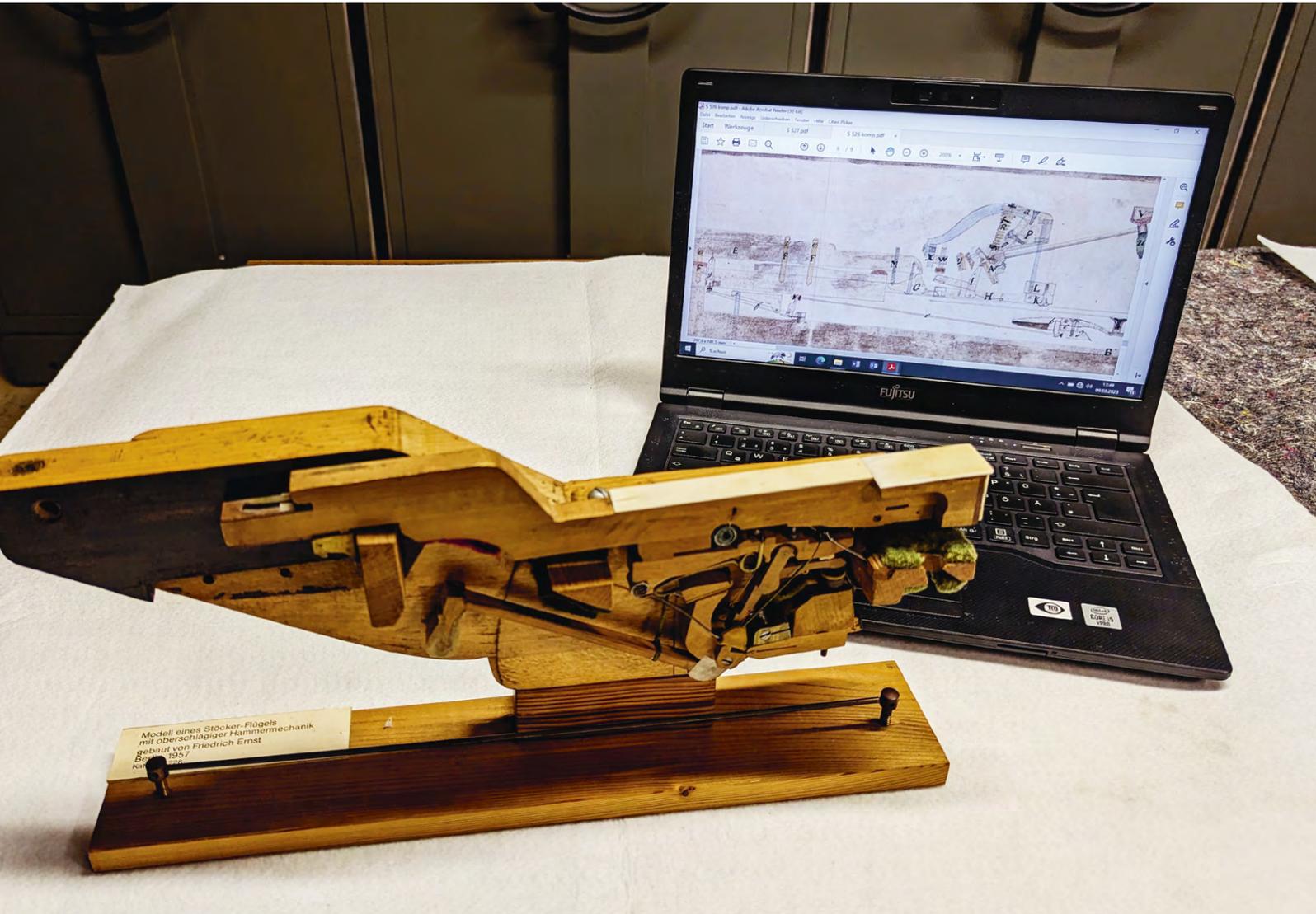
tusminister. In den Zeitungen wurde ihre Erfindung positiv besprochen, offenbar auf ihre Initiative.

Es sind Geschichten wie diese, die die Dokumente im Geheimen Staatsarchiv erzählen, Geschichten über die Vielfalt der Musikkultur des 19. Jahrhunderts. Christina Dörfling setzt die Puzzleteile zusammen, wertet sie aus, sichtet die Digitalisate, die bisher in diesem – vom BKM geförderten – Projekt entstanden sind und die im Laufe des Jahres öffentlich zugänglich gemacht werden sollen. Patente nicht nur als juristische, sondern auch als technikhistorische Quellen – das ist es, was sie fasziniert. Technik und Akustik, Ästhetik und Musikgeschichte kommen dabei zusammen, weshalb sie ihre Arbeit als

Puzzleteile einer historischen Musikkultur

>>>

– Ein Glücksfall, wenn Patent und Objekt zusammenkommen.
Zu den Patentschriften des Berliner Klavierbauers Theodor
Stöcker gibt es zwei Flügel und zwei Mechanikmodelle im MIM,
die einen Vergleich von Objekt und Zeichnung ermöglichen.



Einladung an andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen verstanden wissen will, sich gemeinsam mit Patenten auseinanderzusetzen. Und weshalb sie so sehr von der Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Institut für Musikforschung (SIM) schwärmt, dem Partner des Projekts, von dem engen Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen dort.

Denn so geht Christina Dörfling vor: Nachdem sie ein Patent im Geheimen Staatsarchiv gelesen hat, wendet sie sich an das SIM, an Kurator Christian Breternitz und Archivarin Claudia Wache: Was lässt sich in der SIM-Datenbank zu dem beschriebenen Instrument finden, und was im dem zweistöckigen SIM-Zettelkasten? Begeistert erzählt Dörfling von Birgit Asmus, Kollegin in der SIM-Bibliothek, die stets gute Recherchetipps habe und sogar einen Artikel über das Seraphon der Christine Pietschmann in einem amerikanischen Fachjournal fand. Die Zusammenarbeit von GStA und SIM bringt großen Mehrwert: So gibt es im Musikinstrumenten-Museum sogar vier Objekte, deren Verwaltungsunterlagen eins zu eins im Staatsarchiv zu finden sind: zwei Flügel des Klavierbauers Theodor Stöcker, eine Basstuba und ein sogenanntes Bathyphon.

Quellen und Objekte, Technik- und Musikgeschichte kommen zusammen: Ein ganz neuer Forschungsraum eröffnet sich.

Und starke Frauen gehören dazu. Eine von ihnen hat Christina Dörfling besonders beeindruckt: Caroline Wiseneder. Denn sie ist die einzige, die im gesamten Bestand der Patentakten zu Musikinstrumenten völlig eigenständig und mit Klarnamen als Erfinderin auftritt. Caroline Wiseneder stammte aus Braunschweig, sie war Komponistin und vor allem: Reform-Pädagogin. Nach dem Vorbild Friedrich Fröbels gründete sie einen ‚Musikalischen Kindergarten‘ und eine Musikschule. Caroline Wiseneder entwickelte eine besondere Notenschrift, um Kinder möglichst leicht und niederschwellig an die Musik heranzuführen. Sie wollte die Noten für die Kinder haptisch erfahrbar machen, sie sollten die Noten legen und greifen. Für diese ‚Bewegliche Notenschrift‘ erteilte ihr die herzogliche Regierung in Hannover 1868 ein Patent auf fünf Jahre. Die preußische Verwaltung in Berlin aber lehnte ihren Antrag wenig später ab. Formal war das wohl ganz korrekt, meint Christina Dörfling. Es könnte aber auch sein, dass Caroline Wiseneder ihrer Zeit einfach voraus war. Und die weibliche Innovationskraft unterschätzt wurde.



Sammlungsübergreifend Forschen

Über den Autor:
Oliver Hoischen
ist Journalist.

„... mit einem glühenden Eissen gebrant ...“

Ein fränkischer Barbier im transatlantischen
Sklavenhandel

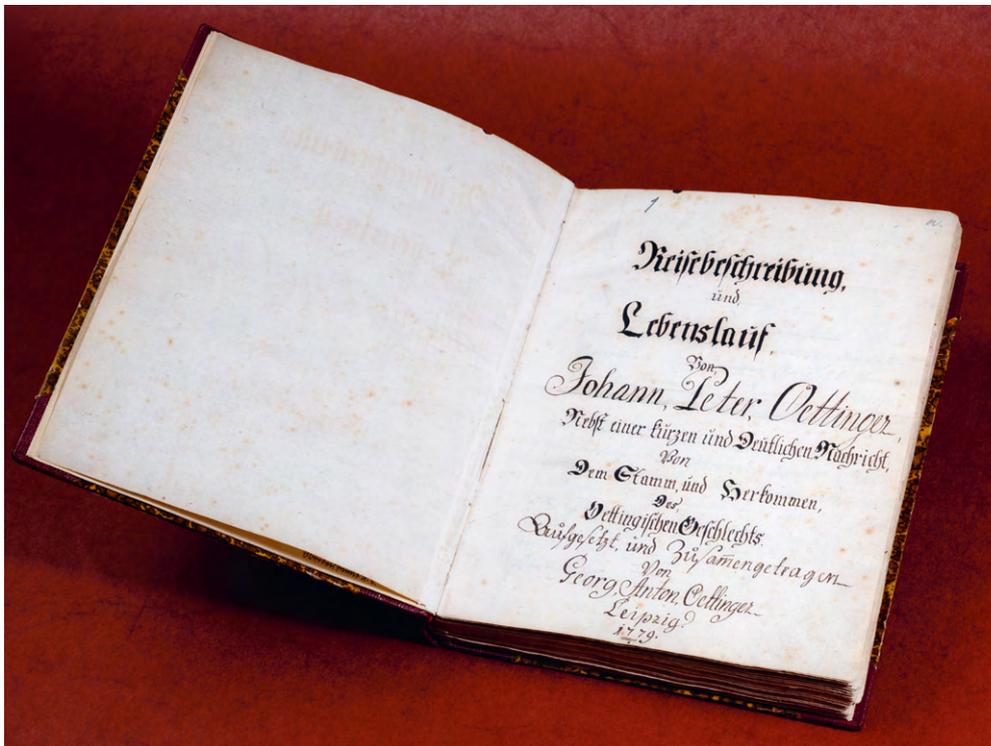
Franziska Mücke

Was für ein Zufall! Fragt man Professor Roberto Zaugg von der Universität Zürich und Professor Craig M. Koslofsky von der Universität Illinois, stolperten beide unabhängig voneinander in den Jahren 2010 und 2011 beim ‚Herumstöbern‘ in den Findmitteln des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz über das Tagebuch des Barbiers Johann Peter Oettinger aus dem 17. Jahrhundert. Mit historisch geschultem Blick erkannten beide schnell, welch bedeutendes Selbstzeugnis sie vor Augen hatten. Bei einer Fachtagung in Liverpool im Jahr 2012 mussten sie allerdings mit Entsetzen feststellen, dass sie mit ihrem Interesse für Oettingers Tagebuch nicht allein waren. Doch sie machten aus der Not eine Tugend und setzten ihre Forschungen von nun an gemeinsam fort. Schnell war die Idee geboren, das Tagebuch nicht nur kommentiert herauszugeben, sondern zugleich auch eine Übersetzung ins Englische vorzunehmen. Das Produkt ihrer Arbeit erschien im Jahr 2020 unter dem Titel *A German Barber-Surgeon in the Atlantic Slave Trade: The Seventeenth-Century Journal of Johann Peter Oettinger*. Ihre ganze Entdeckungsreise mit Oettingers Tagebuch schildern sie ausführlich in den Folgen 196 und 197 des Podcasts *Conversations at the Washington Library*.

Wodurch zieht dieses Selbstzeugnis nun das heutige Interesse auf sich?

Als Johann Peter Oettinger (auch: Oetinger) am 23. Februar 1666 in Orendelsall als Sohn eines Pfarrers geboren wurde, deutete nichts darauf hin, dass er bei seinem Tod am 9. März 1746 in Künzelsau auf lange Seereisen zwischen drei Kontinenten zurückblicken konnte. Nachdem er seine Barbierlehre – zu dieser Zeit ein medizinischer Handwerksberuf – beendet hatte, begab sich Oettinger 1682 auf eine mehrjährige Gesellenwanderung, die ihn schließlich nach Amsterdam führte. Dort wurde er ab 1688 zunächst bei der niederländischen Westindien-Kompanie, später dann bei der Brandenburgisch-Afrikanischen Kompanie als Schiffsbarbier unter Vertrag genommen. Zuerst reiste er zwei Jahre lang an Bord eines Sklavenhandelschiffes nach „Westindien“, unter anderem auf die karibischen Inseln Curaçao und St. Thomas. Eine zweite Reise führte ihn über die damaligen brandenburgischen Niederlassungen Arguin (heute Mauretanien) und Groß Friedrichsburg (Ghana) in das westafrikanische Königreich Hueda (Benin) und wiederum über St. Thomas zurück nach Europa.

Im Fokus der
Forschung:
Oettingers
Tagebuch



An Bord der Sklavenhandelsschiffe war Oettinger hauptsächlich verantwortlich für das Überleben möglichst vieler Seeleute und versklavter Menschen bei der Überfahrt nach Mittelamerika. Seine medizinische Tätigkeit bestand beispielsweise im Verabreichen von Medikamenten und in der Versorgung von Wunden, aber auch im Entbinden von Schwangeren. So berichtet er, man hätte auf einer Überfahrt drei Kinder „gewonnen, welches mir bestens bekannt, indem ich ihre Hebamme gewesen“. Über seine Tätigkeit als Barbier hinaus war Oettinger aber auch selbst am Handel mit verschiedenen Waren beteiligt. Einblicke in den damaligen Alltag zur See gewähren Tagebuchpassagen, in denen von Seegefechten, Skorbut, Haiattacken oder Wind- und Wetterverhältnissen erzählt wird.

Oettinger war sowohl Zeuge als auch Profiteur des Elends der in die Sklaverei verschifften Menschen. Besonders detailliert berichtete er über den Kauf von 738 Sklaven am königlichen Hof von Hueda im März 1693: „täglich kauften wir viel Männer, Weiber und Jungen wie auch Mädchen, welche von den andern Königreichen hergebracht worden, welche ich alle vom Haupte biß auf die Füße visitiren musste, den[n] welche graue Haare auf den Kopf hatten oder eine Zahn fehlte (!) [...], so kauften wir sie nicht [...], die andern aber, so ohne Fehler befunden wurden, mußten auf den Platz nieder knien [...] dan wurde jedem die rechte Achsel entblöset und [...] mit einem glüenden Eissen gebrant, auf welchem stundte C.A.B.C. [...] heist so viel als Churfürst[lich] Africanische Branden-

Der Tagebuch-
Autor: Zeuge
und Profiteur

>>>

burgische Compagnie“. Doch fügten sich einige der Versklavten nicht willenslos in ihr Schicksal. Mehrfach berichtet Oettinger von Widerstand oder gar Aufständen an Bord. Einen Aufständischen hängte man schließlich in die Takelage und schoss auf ihn, „womit er seinen Geist auf gab und wurde in das Meer geworfen, dieses mussten die andern Mohren alle mit ansehen“. Durch solche Gewaltakte, aber auch durch Krankheiten sind nach Schilderung Oettingers mindestens 56 der Versklavten auf der Überfahrt nach Mittelamerika ums Leben gekommen.

Die Brandenburgisch-Afrikanische Handelskompanie wurde lange als so kurzes wie erfolgloses Intermezzo brandenburg-preußischer Kolonialbestrebungen abgetan. Tatsächlich errichtete sie während der Dauer ihrer Existenz zwischen 1682 und 1711 nur kleine, kurzlebige Stützpunkte an der Westküste Afrikas. Neuere Forschungen schätzen, dass durch die Kompanie dennoch etwa 19.000 Menschen in die Sklaverei verkauft wurden.

Gänzlich unbekannt blieb Oettingers Tagebuch bis zu seiner Wiederentdeckung nicht. 1886 hatte Paul Oettinger, ein Nachfahre Johann Peter Oettingers, es in stark verfremdeter Form unter dem Titel *Unter kurbrandenburgischer Flagge* publiziert. Mit seiner Veröffentlichung suchte er die deut-

sche Kolonialpolitik des 19. Jahrhunderts in eine längere brandenburg-preußische Tradition zu stellen und mit seiner Familiengeschichte zu verknüpfen. Paul Oettinger hatte dazu seinerseits eine Abschrift des Tagebuchs genutzt, die ein Vorfahre 1779 angefertigt hatte. Die Urschrift des Tagebuchs gilt heute dagegen als verloren.

Die Tagebuch-Abschrift gelangte als Teil des Familienarchivs Oettinger 1982 ins Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz. Hier ergänzt es die kurfürstlichen Akten zur Geschichte der Brandenburgisch-Afrikanischen Kompanie, welche sich im Bestand *I. HA, Rep. 65 Marine und Afrikanische Kompagniesachen* befinden. Die archivische Erschließung und Online-Präsentation des Familienarchivs Oettinger im Jahr 2007 machte schließlich Zauggs und Koslofskys (beinahe) zufällige Wiederentdeckung möglich.



Brandenburg an der
Küste Westafrikas

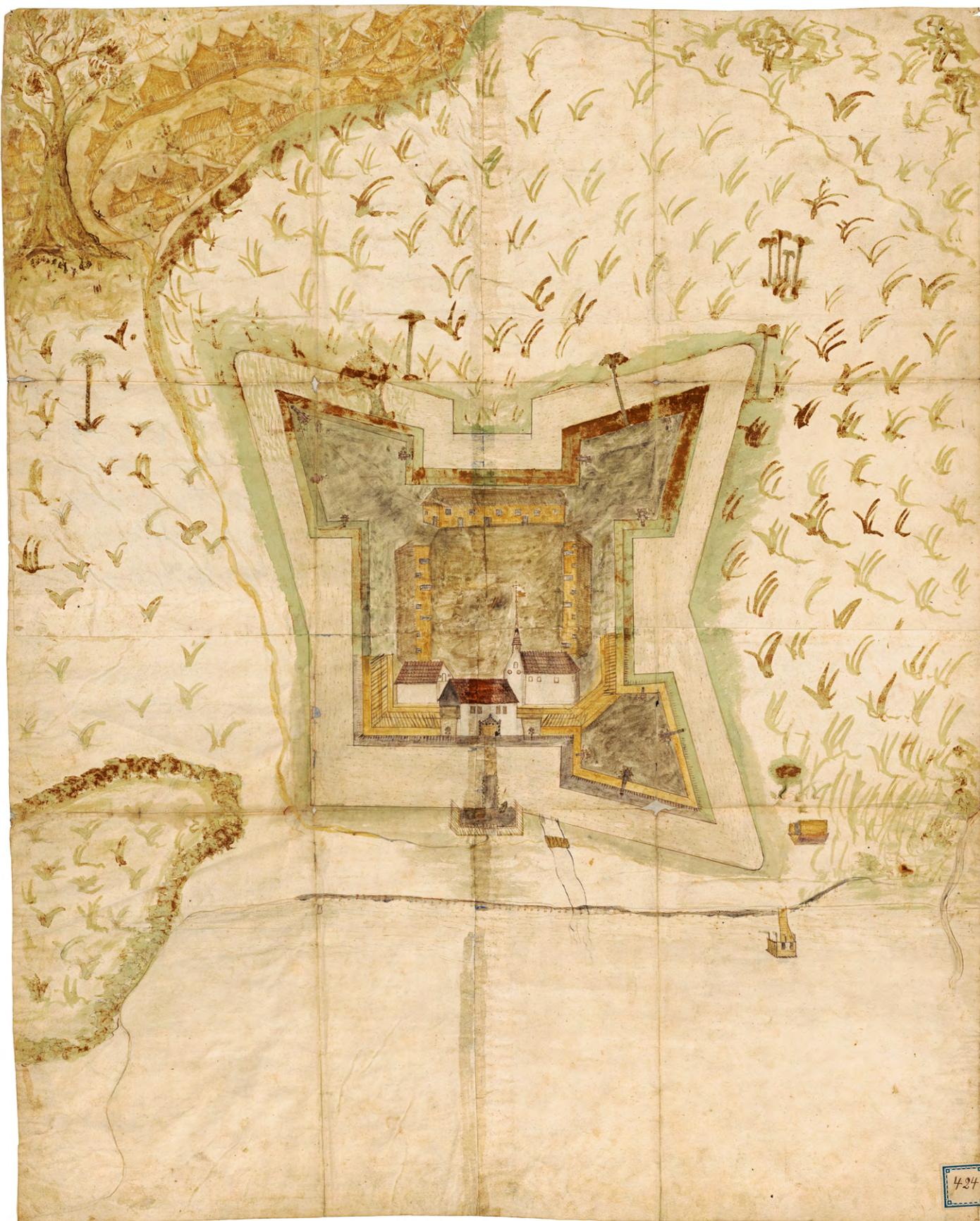
Über die Autorin:
Franziska
Mücke M. A. ist
Archivarin am
Geheimen Staats-
archiv Preußischer
Kulturbesitz.



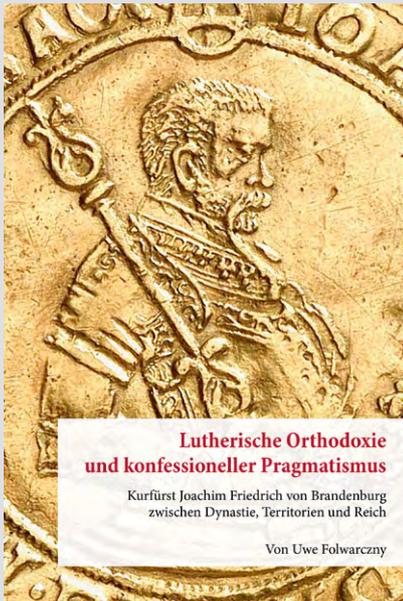
Weiterhören:
Podcast *Conversations at the Washington Library*, Folge 196: *Reconstructing the Life of a German Barber-Surgeon in the Atlantic Slave Trade*



Folge 197:
Stumbling Upon the Journal of Johann Peter Oettinger



Plan eines Forts [Groß Friedrichsburg?] in Afrika mit angrenzender Siedlung von Einwohnern, um 1680
 Bild: GStA PK, XI. HA, AKS, E 53684

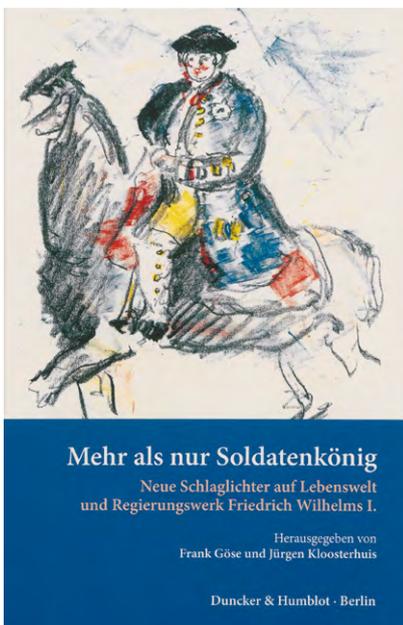


Lutherische Orthodoxie und konfessioneller Pragmatismus

Kurfürst Joachim Friedrich v. Brandenburg zwischen Dynastie, Territorien und Reich
Von Uwe Folwarczny

Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen,
Band 20 | Berlin: Duncker & Humblot | 2022 | 625 Seiten | gebunden | € 109,90
ISBN 978-3-428-18263-3

Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg (reg. 1598–1608) gehört zu den beeindruckenden Fürstenpersönlichkeiten des Konfessionellen Zeitalters. Mit ihm trat die brandenburgische Landes- und Reformationsgeschichte in eine reichspolitisch besonders angespannte Phase vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ein. Hierbei changierte Kurfürst Joachim Friedrich zwischen lutherischer Orthodoxie und konfessionellem Pragmatismus, betrieb eine Religions- und Konfessionspolitik mit ganz eigenen Akzenten und prägte die Geschichte Brandenburgs in vielfältiger Weise nachhaltig. Hierfür stehen herausragend die Festigung des lutherischen Konfessionsstandes Kurbrandenburgs und die Sicherung der brandenburgischen Erbanprüche auf die Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg und Preußen. Die Studie fokussiert auf die als zentrale Akteure zu verstehenden hohen kurbrandenburgischen Amtsträger, die maßgebliche Einflussmöglichkeiten auf den Konfessionsstand Kurbrandenburgs sowie auf die reichspolitischen und dynastischen Regierungshandlungen des Kurfürsten hatten.



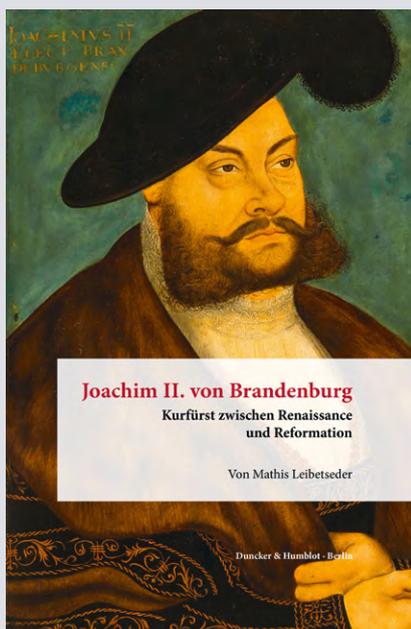
»Mehr als nur Soldatenkönig«

Neue Schlaglichter auf Lebenswelt und Regierungswerk Friedrich Wilhelms I.

Hrsg. von Frank Göse und Jürgen Kloosterhuis | Unter Mitarbeit von
Felix Engel und Ellen Franke | Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer
Kulturbesitz. Forschungen, Band 18 | Berlin: Duncker & Humblot | 2020 |
298 Seiten | gebunden | € 89,90 | ISBN 978-3-428-15848-5

Ein Kooperationsprojekt der Historischen Kommission zu Berlin und des
Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz.

„Soldatenkönig“ – Gar nicht nett hatte Georg II. von Hannover und England seinen preußischen Vetter Friedrich Wilhelm I. als sergent tituliert – daraus wurde le roi-sergeant: „Der Unteroffizier auf dem Königsthron“. Dann auch noch der lange Schatten seines glanzvollen Sohnes Friedrichs des Großen und die schier unglaublichen Schilderungen von den derben Zuständen am preußischen Hof in den berühmten Mémoires seiner Tochter Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth – das Persönlichkeitsbild des Königs war vollends perdu. Der 2020 erschienene Band, der die Beiträge einer Tagung im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz versammelt, lädt zur Neu-Entdeckung dieses Königs im Schlag Schatten ein.



Joachim II. von Brandenburg

Kurfürst zwischen Renaissance und Reformation

Von Mathis Leibetseder

Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Band 15 | Berlin: Duncker & Humblot | 742 Seiten | 2022 | gebunden | € 129,90
ISBN 978-3-428-18478-1

Kurfürst Joachim II. (1505–1571) ist die prägende Herrscherfigur Brandenburgs im Zeitalter von Renaissance und Reformation. Er war es auch, der die Mark Brandenburg 1539/40 offiziell für Luthers Lehre öffnete. Dennoch blieb eine moderne wissenschaftliche Biografie Joachims II. bis in die Gegenwart hinein Desiderat. Das vorliegende Buch nimmt nun erstmals die gesamte Lebens- und Herrschaftszeit dieses Kurfürsten umfassend in den Blick. Dabei wird nicht nur die Rolle des Kurfürsten als Vermittler zwischen den religionspolitischen Lagern neu ausgeleuchtet, sondern auch die Rolle des aktiven Renaissance-Herrschers untersucht, der im Sinne der Herrschaftsrepräsentation auch Kunst und Kultur zu nutzen wusste. Neben einer vermittelnden Religionspolitik war es namentlich die ausgesprochen ambitionierte Hausmachtspolitik, die immer wieder auch Misstrauen gegen den Kurfürsten schürte. Auf breiter Quellenbasis wird so ein Herrscherleben nachgezeichnet, das Licht, aber auch Schatten kannte.



Preußische Staatsmänner

Herkunft, Erziehung und Ausbildung, Karrieren, Dienstalltag und Weltbilder zwischen 1740 und 1806.

Hrsg. v. Georg Eckert, Carola Groppe u. Ulrike Höroldt

Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Bd. 21,1 | Berlin: Duncker & Humblot | 276 Seiten | 2023 | gebunden | € 89,90
ISBN 978-3-428-18869-7

Wie Männer im Dienst des preußischen Staates sich selbst in ihrer Tätigkeit begriffen, erkundet dieser Sammelband. Seine teils einzelbiographisch, teils als Gruppenuntersuchung angelegten Fallstudien widmen sich den Jahrzehnten zwischen 1740 und 1806, die weit mehr als eine Vorschule der nachfolgenden Reformära bedeuten: Bereits mit Friedrich II. gelangten aufklärerische Herausforderungen mitten in die Regierung. Erneuerungsimpulse in den preußischen Staat hinein finden sich auch in den damaligen Bildungswelten. Inwiefern Akteure aufklärerische Routinen und Selbstwahrnehmungen auch in den Dienstalltag einbrachten, zeigen ihre Denkwelten. Größere Kontexte werden beim Blick auf Reich und Reichsrecht als Handlungswelten erkennbar. Karrierewelten spiegeln wider, wie Professionalisierungsdiskurse, Patronagepraktiken und Standesinteressen aufeinanderprallten.

WUSSTEN SIE SCHON, DASS ...

... erstmals **1282** ein markgräfliches
Archiv erwähnt wurde?

... Erasmus Langenhain **1598** mit der „Registratura archivorum“
die erst Übersicht über das
kurfürstliche Archivgut entwarf?

... das Archiv seit **1803** den Titel Geheimes
Staatsarchiv führt?

... das Geheime Staatsarchiv
seinen Sitz seit **1923/1924** in Berlin-Dahlem
hat?

... ein Teil
der Bestände

1941

ausgelagert und ab

1950

im Deutschen Zentralarchiv der DDR, Historische
Abteilung II in Merseburg aufbewahrt wurden?

Archivstatistiken gab es schon 1924. Das
Jubiläumsjahr bietet den Anlass, Daten
von gestern und heute einmal gegenüber-
zustellen; Schwerpunkt hierbei ist die
Nutzung. Wie immer gibt es aber auch
aktuelle Statistiken für den Berichtszeit-
raum 2022 und 2023.

... das Geheime
Staatsarchiv seit

1963

Teil der Stiftung
Preußischer Kulturbesitz ist?

... alle Bestände
des Archivs

1993/1994

wieder in Berlin
zusammengeführt wurden,
verteilt auf zwei Magazine?

Archivalien für Alle!

Von der Bereitstellung herrschaftssichernder Dokumente für die Territorialherrschaft als ursprüngliche Funktion von Archiven bis zur Verfügbarmachung von Archivalien für die interessierte Öffentlichkeit war es ein weiter Weg. Auch das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) geht in seinen Anfängen im Jahr 1598 auf den Wunsch des brandenburgischen Kurfürsten Joachim Friedrich zurück, Dokumente im Umfeld des väterlichen Testaments im Streit mit seinen Geschwistern greifbar zu haben.

Wenn wir heute in der Nutzungsordnung des GStA PK ganz selbstverständlich das Recht jeder Person auf Zugang zu den Archivalien anerkennen, sehen wir dessen Wurzeln auch schon in der Nutzungsordnung für die preußischen Staatsarchive aus den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Die 1924 im Vergleich zu heute deutlich stärkere Nutzung des Archivs durch amtliche Stellen verweist noch einmal auf die ursprüngliche, stärker auf die Verwaltung ausgerichtete Funktionalität von Archivgut: der Rückgriff auf früheres Verwaltungshandeln klärt Verantwortlichkeiten und vereinfacht Entscheidungen. Heute ist diese Nutzungsform im GStA PK als Staatsarchiv ohne Staat und mehrheitlich historisches Archiv natürlich weniger präsent.

Im direkten Vergleich der Nutzungsstatistik aus den Jahren 1924 und 2023 hat sich die Zahl der Nutzerinnen und Nutzer im Forschungssaal unseres Archivs wie auch die Dauer ihrer Anwesenheit nahe-

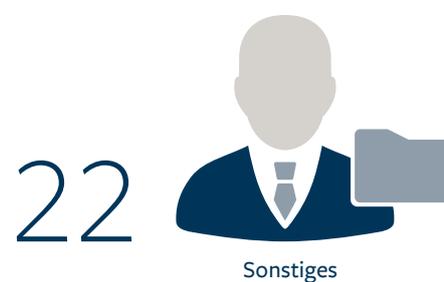
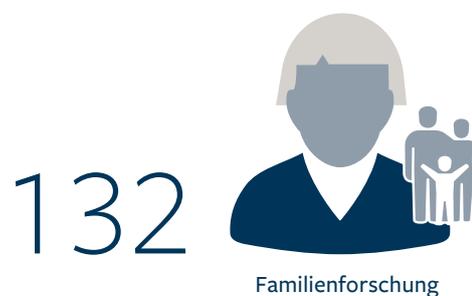
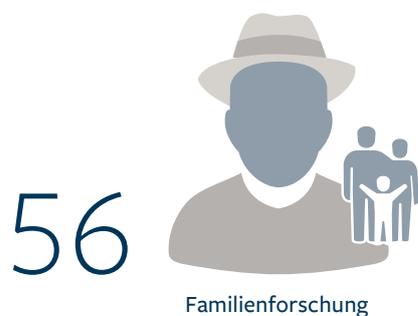
zu verdoppelt – ein Beweis der Öffnung des Archivs in breitere Bevölkerungskreise. Der Blick auf die Themenfelder, zu denen geforscht wurde und wird, zeigt für 2023 einen deutlichen Schwerpunkt im wissenschaftlichen Bereich; die Akademisierung der Gesellschaft schlägt sich hier nieder. Eine vergleichbare Fokussierung lässt sich 1924 noch nicht beobachten: Auch damals kamen die meisten Fragestellungen aus dem wissenschaftlichen Gebiet, das Interesse der Archivbesucherinnen und -besucher an Heimatkunde und Familienforschung war jedoch ausgeprägter als heute.

In den unterschiedlichen Schwerpunkten spiegelt sich ein geändertes Nutzungsverhalten wider: Heute profitieren Interessierte von den verbesserten Online-Angeboten des GStA PK, die eine Recherche und Digitalisatbestellung ohne Besuch des Archivs vor Ort erleichtern. Die rasant gestiegene Anzahl schriftlicher Anfragen spricht hier eine deutliche Sprache, zumal eine Email deutlich schneller geschrieben ist als ein Brief. Trotzdem bleibt der Forschungssaal ein zentraler Raum im Archiv und das Arbeiten mit realen Archivalien vor Ort ein Anspruch unserer Nutzerinnen und Nutzer vor allem aus dem akademischen Umfeld. Nicht nur, weil die digitale Bereitstellung sämtlicher Quellen des GStA PK noch einige Zeit in Anspruch nimmt: Es wird auch immer Fragestellungen geben, die eine Auseinandersetzung mit der Materialität einer Urkunde, eines Amtsbuchs oder eines Aktenbandes erforderlich macht. SB

Private Benutzung vor Ort
(nach Themen)

1924

2022

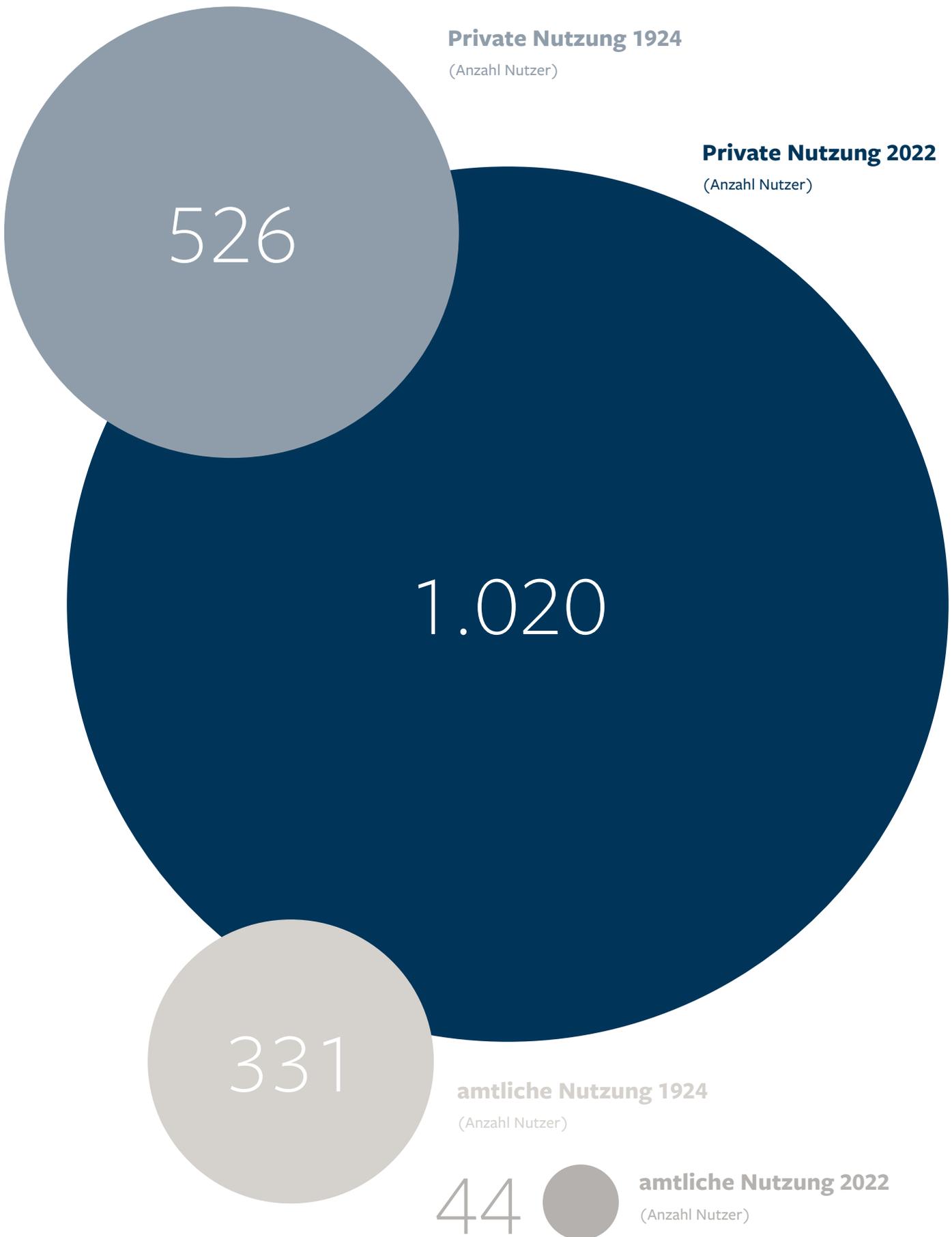


286

**Summe der privaten
Nutzung, Themen**
(Angabe des Themas freiwillig)

1.020

**Summe der privaten
Nutzung, Themen**
(Mehrfachnennungen oder
-zuordnungen möglich)



Übersichtsstatistik

Personal 2023



88

fest angestelltes/
verbeamtetes Personal

4

Auszubildende**,
Anwärter gehobener
Dienst, Referendare

2

ehrenamtlich
Tätige

0

stellenungebundenes
Aushilfs- und
Unterstützungspersonal

Finanzen 2023

6.151.000 €

Budget des Archivs insgesamt*



4.911.000 €

davon für Personal



1.618.000 €

davon für Sachmittel



63.000 €

Einnahmen des Archivs



215.000 €

zusätzliche Projekt- und Drittmittel



Erschließung von Archivgut 2023



985.913

online recherchierbares Archivgut
(Erschließungseinheiten)

764.336

online verfügbares Archivgut (Digitalisate)

Aufbewahrung und Erhaltung von analogem Archivgut 2023

982.786 €

Originalerhalt analoges Archivgut
(Sachkosten)

35.000 m

magaziniertes Archivgut (laufende Regalmeter)

Anmerkungen:

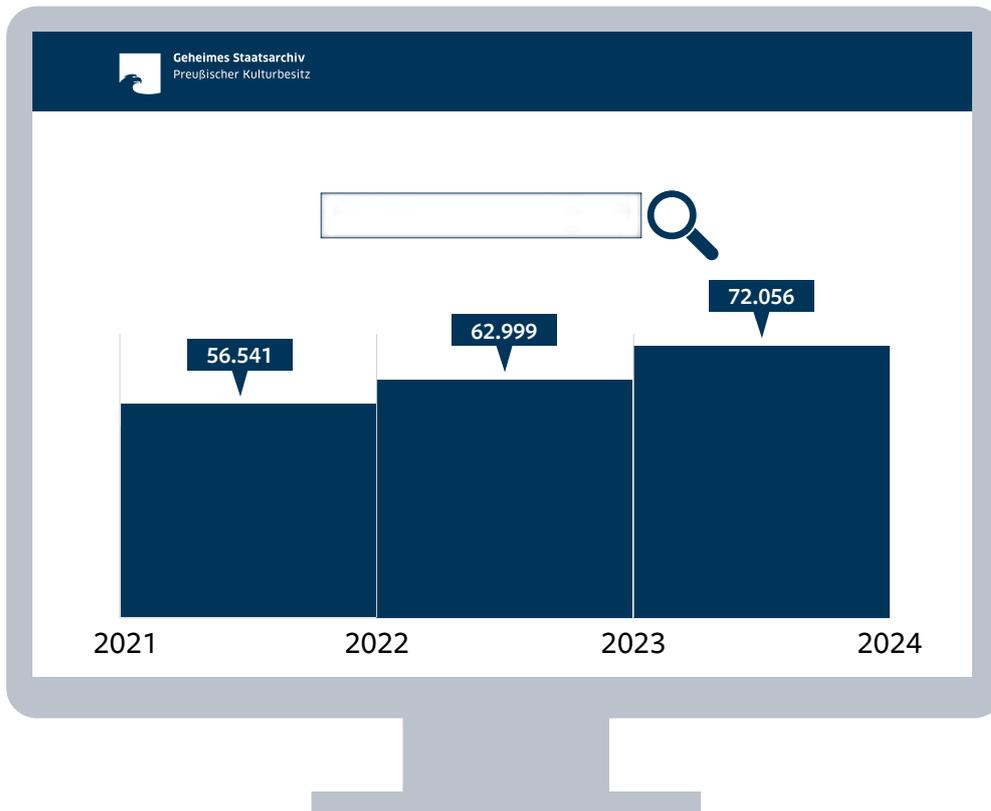
* Gesamtbudget ohne Aufwände für die Unterhaltung von Bau- und Liegenschaften

** Fachangestellte Archivwesen/Anwärter*innen mittlerer Dienst/ auch andere Fachrichtungen: Bürokommunikation, Buchbinder*innen usw.

Zugriff Website 2021–2023



Zugriff Website pro Jahr (2021–2023)



Teilnehmer*innen an Angeboten der Öffentlichkeitsarbeit und Geschichtsvermittlung im Archiv



Archivführungen 2023

(Anzahl)



Teilnehmende an Archivführungen

(Personen)



Magazinführungen (Westhafen) und Teilnehmende 2023

(Anzahl)

(Personen)



Teilnehmende an Angeboten 2023

(Ausstellungen, Vorträge, Tagungen, Führungen etc.)



Führungen Vitrinenausstellung und Teilnehmende 2023

(Anzahl)

(Personen)



Teilnehmende an Angeboten 2022

(Ausstellungen, Vorträge, Tagungen, Führungen etc.)



Einführung in die Archivnutzung 2023

(Anzahl)

(Personen)



Nachlese

Das Beste zum Schluss

ENERGIEKRISE

Wie alle öffentlichen Einrichtungen erfüllte das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in den Wintern 2022 und 2023 die rechtlichen Bestimmungen zur Sicherung der Energieversorgung. In Büro-Arbeitsräumen, aber auch im Forschungsaal wurde die gewohnte Raumlufttemperatur gesenkt. Mitarbeiter*innen mussten sich im Dienst mit heißen Getränken, Decken und zusätzlichen Kleidungsstücken wärmen. Das in den Magazinen verwahrte Archivgut war durch die Maßnahmen jedoch nicht gefährdet.



DER LETZTE MIKROFILM

Nach 61 Jahren, 375 Beständen und fast 30.000 Sicherungsfilmern endete im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz die Mikroverfilmung von Beständen. Damit geht eine Ära zu Ende. Auch zukünftig werden die unersetzlichen Bestände, Nachlässe und Sammlungen des Archivs gesichert – allerdings auf dem Wege der Digitalisierung mit anschließender Ausbelichtung. Diese Umstellung ist ein großer Fortschritt. Sie ermöglicht es, die langfristige Sicherung der Dokumente zu gewährleisten, und die dabei entstandenen Digitalisate auf vielfältige Weise zu nutzen, z. B. durch Veröffentlichung im Webangebot des Archivs.



TAG DES OFFENEN DENKMALS

Das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz beteiligte sich 2022 und 2023 erstmals mit seinem Aktenmagazinstandort Westhafen am Tag des offenen Denkmals in Berlin. Das Interesse an den drei angebotenen Führungen „Vom Getreidespeicher zum Aktenmagazin“ war riesig und so waren die Führungen schnell ausgebucht. Mittelfristig hofft das Geheime Staatsarchiv jedoch, sämtliche Bestände, Nachlässe und Sammlungen am Standort Dahlem zusammenführen zu können.



Glückliche Rückkehr ...

... einer kunsthistorisch bedeutsamen Akte nach mehr als zweihundertjähriger Ausleihe.

Stephan Utpatel



Im August des Jahres 1743 brach im Untergeschoss des Marstalls Unter den Linden ein Feuer aus, das schnell auf jene Räume übergriff, die der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1697 der gerade gegründeten Akademie der Künste zugewiesen hatte. Nicht nur wertvolle Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche wurden bei diesem Brand vernichtet, sondern auch die dort untergebrachten Akten der Akademie.

Um ihre verbrannte Registratur wiederherzustellen, bat die Akademie im Jahre 1786 um Überlassung von Akten zur Geschichte der Akademie aus dem Geheimen Archiv. Die zuständigen Kabinettsminister Finckenstein (1714–1800) und Hertzberg (1725–1795) erklärten sich einverstanden und ließen die ausgewählten Akten dem Akademiekurator, Staatsminister Friedrich Anton von Heinitz (1725–1802), zusenden.

In der Akademie wurden die Akten in einem Spind verwahrt, zu dem nur der Direktor Daniel Chodowiecki (1726–1801) und der Registrator einen Schlüssel hatten.

Die meisten der 1786 an die Akademie ausgeliehenen Akten kamen 1839 zusammen mit der Überlieferung des Kuratoriums der Akademie der Künste in die Obhut des 1874 mit dem Geheimen Staatsarchiv vereinigten Geheimen Ministerialarchivs. Zuletzt gelangte nun auch das letzte Stück wieder an das Geheime Staatsarchiv, nachdem bei der Stiftung Archiv der Akademie der Künste ihre Provenienz festgestellt wurde. So konnte das Geheime Staatsarchiv seine Überlieferungen um eine kunsthistorisch bedeutsame Akte mit Bestellungen der kurfürstlichen und königlichen Hofmaler ergänzen – ab sofort bestellbar als I. HA GR, Rep. 9 AV, N Nr. 5 Fasz. 2.

Über den Autor:
Stephan Utpatel
ist Archivar am
Geheimen Staats-
archiv Preußischer
Kulturbesitz.



Impressum

Jahresheft des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz Jahrgang 3 (2024) | Themenschwerpunkt „Stätten der Forschung“

Berichtszeitraum: 2022/2023

Druckauflage: 1.500

Erscheinungsort: Berlin

Erschienen im Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs PK 2024

ISSN 2702-2846 Jahresheft des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz

Herausgeber/Sitz der Redaktion:

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz

Archivstraße 12–14

14195 Berlin

Tel.: 030/266 44 7500

Fax.: 030/266 44 1516

Mail: posteingang@gsta.spk-berlin.de

Druck:

Druckerei Rüss, Potsdam

Redaktion:

Dr. Mathis Leibetseder

Gestaltungslinie:

Katrin Bernsdorff

Gestaltung und Satz:

Polygraph Design, Berlin

Bildbearbeitung:

Katja Dziakowski

Frontcover:

Aufteilungsplan der Domäne Dahlem (mit den für Staatsbauten reservierten Grundstücken in grüner Darstellung), 1928 | GStA PK, XI. HA, AKS, E 53888

Siglen:

Dr. Susanne Brockfeld (SB)

Dr. Mathis Leibetseder (ML)

Wir haben uns bemüht, das Urheberrecht an dieser Darstellung zu klären, konnten jedoch keinen Urheber oder anderweitige Rechteinhaber ermitteln. Sollten durch die Veröffentlichung Rechte verletzt worden sein, bitten wir dies zu entschuldigen und sich beim Geheimen Staatsarchiv PK zu melden.

Eine digitale Version dieser Ausgabe ist über den Webauftritt des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz auf der Seite <https://gsta.preussischer-kulturbesitz.de/Ab0-Jahresheft/> abrufbar.



Abonnements können über den Webauftritt des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz auf der Seite <https://gsta.preussischer-kulturbesitz.de/abo-jahresheft/> angefragt werde.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinungen und Auffassungen des Herausgebers wieder. | Namentlich gezeichnete Beiträge unterliegen dem Urheberrecht. | Namentlich nicht gezeichnete Fotografien von Archivalien des GStA PK stehen unter der „Public Domain Mark 1.0“ (PDM). Nähere Angaben zur Nutzung von Fotografien des GStA PK finden Sie auf der Webseite <https://gsta.preussischer-kulturbesitz.de/nutzung/digitalisatbestellung/bildrechte.html>. | Alle fotografischen Aufnahmen Dritter unterliegen dem Urheberrecht und/oder den Regelungen der in den Bildnachweisen genannten, bereitstellenden Einrichtungen.

„Man kann nicht mehr einfach davon ausgehen, dass die Studierenden zum Archiv kommen; das Archiv kann auch zu den Studierenden kommen.“

Monika Wienfort



Geheimes Staatsarchiv
Preußischer Kulturbesitz